# DOKUMENTE DES FORTSCHRITTS

## INTERNATIONALE REVUE

HERAUSGEGEBEN VON PROF: RODOLPHE BRODA: PARIS IN VERBINDUNG MIT DR: HERMANN BECK: BERLIN · VERLEGT BEI GEORG REIMER: BERLIN: W35

JÄHRLICH 11 HEFTE FÜR 10 MARK
PREIS DES EINZELHEFTES 1 MARK

AUSGEGEBEN ANF: JUNI 1909
2. JAHR 6. HEFT

# INHALT:

DIESES HEFT IST VORNEHMLICH WISSENSCHAFTLICHEN PROBLEMEN, INSBESONDERE SOLCHEN DER NATURWISSENSCHAFT, GEWIDMET.

NACHDRUCK VON ARTIKELN IST MIT QUELLENANGABE GESTATTET

## ABHANDLUNGEN:

PROF. WILH. OSTWALD, GROSS-BOTHEN: PERSPEKTIVEN DER MODERNEN NATURWISSENSCHAFT ..... 435
DR. HANS DRISCH, HEIDELBERG: VITALISMUS ..... 440
HANS PRZIBRAM, PRIVATDOZENT, WIEN: ANSTALTEN FÜR EXPERIMENTELLE ABSTAMMUNGSLEHRE ..... 443
DR. FELIX REGNAULT, PARIS: DER GREIFFUSS ..... 446
MARIANNE SCHRUTKA VON RECHTENSTAMM: SÄUGLINGSSCHUTZ 447
PROF. TH. ACHELIS, BREMEN: VERGLEICHENDE RECHTSWISSENSCHAFT AUF ETHNOLOGISCHER BASIS ..... 449
FERNAND MAZADE, PARIS: DIE ENTWICKLUNG DER PHOTOGRAPHIE 456
DR. REUCHLIN, KÖLN: DER TECHNISCHE FORTSCHRITT UND SEINE SOZIALE BEDEUTUNG FÜR DIE EISENINDUSTRIE ..... 460
EINE TECHNISCHE ZENTRALBIBLIOTHEK AN DER KGL. BIBLIOTHEK IN BERLIN UND DAS INTERNATIONALE INSTITUT FÜR TECHNO-BIBLIOGRAPHIE ..... 465

## CHRONIK DER WISSENSCHAFTLICHEN ENTWICKLUNG ..... 466

## RICHTUNGLINIEN DES FORTSCHRITTS:

PROF. DR. BRODA, PARIS: LUFTSCHIFFAHRT UND KULTUR ..... 473

## KORRESPONDENZEN:

ÖKONOMISCHE ENTWICKLUNG ..... 478
ALESSANDRO SCHIAVI: DER ÖKONOMISCHE AUFSCHWUNG NORD-ITALIENS (478). — PROF. INGRAM BRYAN, KOBE: EISENBAHNVERSTAATLICHUNG IN JAPAN (479). — DR. FELIX REGNAULT, PARIS: DIE WIEDERAUFFORSTUNG DER FRANZÖSISCHEN WÄLDER (480). — ALBERT M. HYAMSON: DIE RENAISSANCE PALÄSTINAS (482.)
POLITISCHE ENTWICKLUNG ..... 485
W. T. STEAD, LONDON: ÖSTERREICH-UNGARN OHNE KAISER FRANZ JOSEPH (485). ALFRED H. FRIED: DIE REFORM DER DIPLOMATIE (489). — CHRONIK (491).
SOZIALE ENTWICKLUNG ..... 493
UNIV.-PROF. DR. REICHER, WIEN: VORBILDLICHE EINRICHTUNGEN DES DEUTSCHEN ARMENWESENS (493). — DR. ERNST SCHULTZE, HAMBURG: PARKSCHENKUNGEN IN DEN VEREINIGTEN STAATEN (499).
BILDUNGSWESEN ..... 504
DR. A. MATSCHOSS, EICKEL-WANNE I. W.: FORTSCHRITTLICHES AUS DEM DEUTSCHEN PHILOLOGENSTANDE (504). — DR. A. DWORETZKY, MOSKAU: DIE STÄDTISCHE SCHANIAWSKI-VOLKSUNIVERSITÄT IN MOSKAU (507).
NEUE LITERARISCHE TENDENZEN ..... 508
CIMON T. Z. TYAU, SCHANGHAI: DAS CHINESISCHE ZEITUNGSWESEN (508).
MORALISCHE UND RECHTSENTWICKLUNG ..... 512
CHRONIK (512).

UMSCHLAG UND AUSSTATTUNG ZEICHNETE LUCIAN BERNHARD, BERLIN.

# PROF. WILHELM OSTWALD, GROSS-BOTHEN: PERSPEKTIVEN DER MODERNEN NATURWISSENSCHAFT.

WENN man einen Blick in die kommende Entwicklung der Naturwissenschaft tun will, so sind es zwei anscheinend verschiedene Fragen, die sich alsbald geltend machen. Einerseits kann nämlich gefragt werden, welche innere Entwicklung die Wissenschaft selbst nehmen wird, und andererseits, welches der Anteil sein wird, den die Wissenschaft an der Gesamtkultur der Menschheit hat. Beide Fragen sollen ins Auge gefaßt werden; sie werden sich dabei als sehr nahe verwandt erweisen.

Was die erste Frage anlangt, so darf man feststellen, daß, so glänzend auch die Entwicklung der Naturwissenschaften im vorigen Jahrhundert gewesen ist, wir doch zweifellos erst am Anfange der naturwissenschaftlichen Epoche der Weltgeschichte stehen. Das will sagen, daß in noch unvergleichlich höherem Grade als bisher die Wissenschaft sich aller Tatsachen und Verhältnisse bemächtigen wird, die uns umgeben und auf unsere Existenz Einfluß haben, um sie zu assimilieren und unter ihre Herrschaft zu bringen. Um ganz zu verstehen, was das heißt, müssen wir einige allgemeine Betrachtungen über Beschaffenheit und Zweck der Wissenschaft vorausschicken.

Auf die Frage: wozu treiben wir Wissenschaft? weiß ich nur eine Antwort: um zu prophezeien. Sinn und Bedeutung der Wissenschaft lassen sich vollständig durch die Definition erschöpfen, daß sie uns befähigt, die Zukunft vorauszusehen. Fügen wir hinzu, daß sie das einzige Mittel ist, welches sich für diesen Zweck bewährt hat, so wird ihre gewaltige Kulturbedeutung alsbald offenbar. Denn alles vernünftige Handeln beruht auf der Voraussicht der Zukunft; auch bei der kleinsten bewußten Bewegung müssen wir das Ergebnis voraussehen, damit wir einen Grund haben, sie auszuführen. Was außerhalb dieser Sphäre liegt, gehört zu den unbewußten Gebieten des Instinkts und der Reflexvorgänge und hat nichts mehr mit bewußtem Leben zu tun.

Verstehen wir nun unter Natur den gesamten Inhalt unserer Erlebnisse, so sehen wir, daß auf Naturwissenschaft, d. h. auf Voraussichten über das Verhalten unserer Welt, die gesamte Möglichkeit unserer Existenz beruht. So erscheint die Naturwissenschaft als die wahre und wesentliche Grundlage alles Menschentums. Unsere Herrschaft über die Natur, die uns erst das menschenmäßige Leben ermöglicht, besteht aber nicht darin, daß wir der Natur unseren Willen aufzwingen: dies können wir nicht. Sondern sie besteht darin, daß wir wissen, wie die Natur selbst sich unter gegebenen Bedingungen verhalten wird: diese Bedingungen stellen wir her, wenn uns das Ergebnis ihres Verhaltens erwünscht ist, und wir suchen sie zu vermeiden oder zu beseitigen, wenn uns das Ergebnis in irgendeinem Sinne nachteilig ist. Daß Holz verbrennt, wenn es an der Luft erhitzt wird, ist eine Voraussagung, die wir auf Grund unserer wissenschaftlichen Kenntnisse machen können. Haben wir das Bedürfnis, uns zu wärmen, so stellen wir die Bedingungen her, daß dieser Vorgang stattfindet. Haben wir umgekehrt das Bedürfnis, die Gegenstände aus Holz unverändert zu erhalten, wie die Möbel unserer Zimmer und die Wände unserer Häuser, so tragen wir Sorge, daß an ihnen jene Bedingungen nicht eintreten. Aber das Holz unverbrennlich zu machen, liegt nicht in unserer Gewalt, und ebensowenig liegt es in unserer Gewalt, dem Holz die Wärme, die es liefern kann, anders als durch eine Verbrennung zu entnehmen.

So verhält es sich mit allen Naturgesetzen: sie sagen uns, was unter gewissen Verhältnissen geschehen wird, und ermöglichen uns nur dann eine Beeinflussung der Zukunft, wenn wir diese Verhältnisse beeinflussen können. Daß auf einem Felde Weizen und nicht Klee im nächsten Sommer wachsen wird, können wir bewirken, indem wir Weizenkörner und nicht Kleesamen ins Feld bringen. Daß aber der nächste Sommer trocken oder feucht, warm oder kalt sein wird, können wir nicht bewirken, weil wir die entsprechenden Umstände nicht beeinflussen können.

Nun besteht unser ganzes Leben aus einem wirren Gemenge von Dingen, die wir vorausgesehen haben, und solchen, bei denen uns dies nicht möglich war. Die bisherige Entwicklung der Wissenschaft erlaubt uns, den letzten Satz durch das Wort „noch" zu ergänzen und zu sagen, daß es sich um Dinge handelte, die wir n o c h nicht voraussehen konnten. Dies involviert die Vorausnahme (auch eine Prophezeiung!), daß die bisher der Wissenschaft noch nicht unterworfen gewesenen Dinge späterhin gleichfalls unter ihre Herrschaft gelangen werden, daß wir beispielsweise infolge einer höheren Entwicklung der Meteorologie künftig auch die Witterung des nächsten Jahres werden voraussagen können, wie wir schon jetzt mit einiger Wahrscheinlichkeit die Witterung des nächsten Tages voraussagen können. In den Tropen, wo die meteorologischen Bedingungen einfacher sind, als in den gemäßigten Zonen, ist dies letztere schon lange möglich. Auch bei uns gibt es gewisse Gegenden, in denen eine Wetterprognose viel zuverlässiger zu machen ist, als in anderen.

Es bedarf keines Nachweises, wie viel sicherer und besser das Leben gestaltet werden kann, je mehr wir die Zukunft voraussehen können. Diese Erkenntnis macht sich mit elementarer Gewalt selbst bei den niedersten Völkern geltend, denn überall finden wir gewisse ausgezeichnete Personen unter ihnen, die sich die Fähigkeit der Prophetie zuschreiben und ein entsprechendes hohes Ansehen genießen. Zwischen den Zauberern und Priestern niederer Kulturen und den Vertretern der Wissenschaft unserer Zeit erstreckt sich eine stetige Entwicklung hin: diese sind aus jenen hervorgegangen. Denn auch bei den Zauberern der unentwickelten Völker besteht eine gewisse Summe von Naturkenntnis, d. h. ein bestimmtes Maß zuverlässiger Voraussagung auf Grund wirklicher Kenntnis der Naturerscheinungen. Und andererseits darf der gewissenhafte Beobachter unserer Zeit nicht leugnen, daß auch innerhalb unserer der Wissenschaft gewidmeten Anstalten noch mancherlei Reste des alten Zauberwesens vorhanden sind, denen zufolge Wirkungen angenommen und geglaubt werden, nicht weil eine exakte wissenschaftliche Untersuchung sie als vorhanden nachweist, sondern weil man von jeher überzeugt gewesen ist, daß solche Wirkungen vorhanden sind. Das auffälligste Beispiel dieser Art ist die Meinung von der zauberhaften Wirkung der lateinischen und griechischen Sprache auf die Entwicklung der Intelligenz. Eine unabsehbare Menge junger und frischer Energie wird in unseren Schulen diesem Aberglauben zum Opfer gebracht, ohne daß jemals ein ernsthafter Nachweis von der Wirklichkeit jener geglaubten und mit dem Fanatismus des Glaubens verteidigten Wirkung erbracht worden wäre. Es ist vielmehr leicht, das Gegenteil nachzuweisen, sobald man die Tatsachen unbefangen prüft.

Diese letzte Betrachtung führt uns unmittelbar auf einen wesentlichen Punkt für die bevorstehende Entwicklung der Wissenschaft. Man kann ihn dahin kennzeichnen, d a ß d i e G e s a m t w i s s e n s c h a f t i m m e r

mehr den Charakter der Naturwissenschaft annehmen wird. Gegenwärtig pflegt man hergebrachterweise die Geisteswissenschaften von den Naturwissenschaften zu unterscheiden; die geschichtliche Betrachtung der Grenzlinie zwischen beiden aber läßt erkennen, daß es sich nicht um den Gegensatz zweier konstanter Gebiete des Wissens, sondern um den Gegensatz zwischen alter und neuer Methode handelt. Am charakteristischsten hierfür ist, daß die spezifischste aller Geisteswissenschaften, die Wissenschaft vom Geiste selbst oder die Psychologie seit einigen Jahrzehnten eine ausgeprägt naturwissenschaftliche Beschaffenheit angenommen hat, und daß die Einrichtung eines modernen psychologischen Instituts wie die einer physikalischen oder physiologischen Anstalt aussieht. Ebenso macht sich das Eindringen der naturwissenschaftlichen oder experimentellen Methode in die Geschichtswissenschaft, ja in die Jurisprudenz geltend. Beide werden als Sonderkapitel der Soziologie erkannt, als Betätigungen der menschlichen Kollektivpsyche, welche ihrerseits ebenso einer naturwissenschaftlichen Forschung zugänglich ist, wie die Individualpsyche.

Worin liegt nun der Unterschied der Methode, welcher den Gegensatz zwischen der Geisteswissenschaft im älteren Sinne und der Naturwissenschaft im neueren und allgemeineren Sinne bedingt? In den Gebieten, von denen eben die Rede war, liegt er in der allgemeinen Anwendung des Entwicklungsbegriffes. Die alte Wissenschaft ist die Wissenschaft vom Sein, die neue ist die vom Werden. Handelte es sich für die alte Wissenschaft um die Überlieferung eines ganz bestimmten Bestandes von Kenntnissen gegebener Objekte, die als absolut oder unveränderlich angesehen wurden, so handelt es sich bei der modernen Wissenschaft umgekehrt immer wieder um die Frage: wie ist das Vorhandene geworden? Hierbei ist bereits die Voraussetzung gemacht, daß es sich nirgend um Unveränderliches handeln kann. Somit kennzeichnet das Wort „absolut" in sehr deutlicher Weise den Gegensatz zwischen alter und neuer Methode: überall, wo es noch vorkommt, darf man sicher sein, daß es sich um einen Rest der ersteren handelt.

Sobald man aber die Voraussetzung macht, daß die Dinge sich veränderen, so entsteht auch die Frage nach den Faktoren, die bei solcher Veränderung tätig gewesen sind. Da die Antwort auf diese Frage auch alsbald eine Antwort auf eine entsprechende Frage bezüglich der Zukunft gibt, so erkennt man alsbald den grundsätzlichen Zusammenhang des Entwicklungsbegriffes mit der prophetischen Eigenschaft der Wissenschaft, und erkennt, daß beim Mangel jenes Gesichtspunktes auch diese Eigenschaft nicht zur Geltung kommen kann.

Man erkennt weiter, daß ein absoluter Gegensatz beider Methoden nur schematisch besteht, und daß einzelne Andeutungen des Entwicklungsbegriffes in rudimentärer Form auch innerhalb des älteren Wissenschaftsbetriebes sich antreffen lassen. Auch wenn man beispielsweise die Geschichte als die Lehre von der Verwirklichung eines göttlichen Planes betrachten wollte, so würde diese Auffassung etwas einer Entwicklungsreihe Ähnliches enthalten, nur daß die Ursache der eintretenden Veränderungen außerhalb der betrachteten Welt angenommen und daher die Möglichkeit einer Voraussagung vernichtet würde, außer durch unmittelbare Mitteilung seitens jener göttlichen Führung. Kennzeichnend für die moderne Wissenschaft ist nun, daß sie überall den Versuch macht, die beobachteten Veränderungen aus den Faktoren zu begreifen, die sich innerhalb der bekannten Welt vor-

finden, und daß sie daher ihrer Voraussagungen ausschließlich auf die dort angetroffenen Erscheinungen zu begründen sich bemüht.

Scheinbar gar nicht vom Entwicklungsgedanken berührt erscheinen die exakten Naturwissenschaften, die Physik und die Chemie. Die hier zahlreich bekannt gewordenen Gesetze pflegen als von der Zeit gänzlich unabhängig angesehen zu werden, indem man beispielsweise überzeugt war (und noch vielfach ist), daß das Gesetz von der Erhaltung der Masse seit dem Anfange aller Zeiten gegolten hat und bis an das Ende aller Zeiten gelten wird. Eine Entwicklung scheint nur bezüglich unserer Kenntnis dieser Gesetze vorhanden zu sein, die bekanntlich nach langer Vorbereitung seit wenigen Jahrhunderten in immer mehr beschleunigtem Tempo fortschreitet.

Indessen mahnen uns gerade die jüngsten Fortschritte auf dem Grenzgebiete beider Wissenschaften auch hier zur Vorsicht. Ganz ähnlich dem Gesetz von der Erhaltung der Masse in der Physik hat in der Chemie das Gesetz von der Erhaltung der Elemente gegolten. Ja, dieses letztere Gesetz ist als so „selbstverständlich" angesehen worden, daß man es meist gar nicht erst der Mühe für wert hielt, es ausdrücklich auszusprechen. Nun haben bereits seit längerer Zeit Astronomen, denen die verschiedenen Himmelskörper seit mehr als einem Jahrhundert als Repräsentanten der verschiedenen Entwicklungsstufen veränderlicher Gebilde gegolten haben, auf Grund spektralanalytischer Befunde die Möglichkeit erörtert, daß auch die chemischen Elemente einer kosmischen Umbildung und Entwicklung unterworfen sein mögen. Aber erst unseren Tagen war es vorbehalten, in den radioaktiven Elementen derartige Fälle der Umbildung der unmittelbaren Untersuchung zu unterziehen. Jetzt wissen wir in der Tat von vielen Stoffen, welche den allgemeinen Charakter der chemischen Elemente besitzen, daß sie zeitliche Veränderungen erfahren, gerade so, wie ein berühmter Botaniker vor wenigen Jahren eine Pflanze in dem Augenblicke ertappt und der Beobachtung unterworfen hat, in welchem sie ihre Umwandlung aus der bisherigen Spezies in eine (oder vielmehr in mehrere) neue vollzog.

Wir werden also sachgemäßer die Gesamtheit der Naturerscheinungen so aufzufassen haben, daß wir von keinem der bekannten Gesetze eine absolute Zeitlosigkeit behaupten dürfen. Wir werden vielmehr eine durchgehende Abstufung aller möglichen Beschaffenheiten anzunehmen haben. Von den schnell veränderlichen Kombinationen verwickelter Verhältnisse (z. B. in der Meteorologie), an denen außer dem Stetigkeitsgesetze so gut wie gar nichts dauernd Gesetzmäßiges vorhanden ist, bis zu den mathematischen und logischen Gesetzen, deren zeitliche Veränderlichkeit wir zwar formal annehmen, uns aber durchaus nicht vorstellen können, gibt es stetige Übergänge. In der Chemie ist bei den Elementen soeben, wie erwähnt, ein solcher Übergang gefunden worden; dies läßt erwarten, daß später mit zunehmender Feinheit der Messung und Beobachtung auch andere scheinbar konstante Dinge sich als veränderlich erweisen werden. Es läßt sich beispielsweise kein Grund erkennen, warum der Ausdehnungskoeffizient der Gase immer gleich $^1/_{273}$ bleiben soll, wie wir ihn seit 60 oder 70 Jahren kennen. Denn da wir nicht wissen, von welchen Umständen gerade dieser Zahlenwert bestimmt wird, dürfen wir auch nicht behaupten, daß die bestimmenden Umstände sicher in allen Zeiten dieselben bleiben werden.

So finden wir hier denselben Relativismus vor, der uns auf anderem Wege bereits als wesentliches Kennzeichen der modernen wissenschaftlichen

Auffassung entgegengetreten war. Man kann nicht in Abrede stellen, daß er vielen, durch Jahrhunderte festgesetzten Denkgewohnheiten entgegentritt, und daher findet sich auch oft genug eine mehr oder weniger scharf ausgesprochene Abneigung, seine weitgehenden Konsequenzen anzuerkennen. Aber wiederum lehrt uns die Geschichte der Wissenschaft, daß diese Auffassung stets nur Fortschritte, nie Rückschritte gemacht hat; daher ist gar nichts anderes zu erwarten, als daß sie sich mit der Zeit des Gesamtgebietes der Wissenschaft bemächtigen wird. In gleicher Richtung, nur viel langsamer, geht das Eindringen des Relativismus in unsere praktische Lebensauffassung vor sich; hier läßt die Leidenschaft, mit welcher das „Absolute" in allen Gestalten gefordert und verteidigt wird, die Wirkung alter Denkgewohnheiten deutlich erkennen. Denn die praktische Philosophie, wie sie als Lebensgewohnheit oder Lebensweisheit besteht, bleibt hinter der theoretischen immer um eine beträchtliche Zeit zurück, ebenso wie die gegenwärtige Volksmedizin die wissenschaftlichen medizinischen Anschauungen vor 100 und mehr Jahren darstellt. Aber auch dies ist ein Zeichen der fortschreitenden Wissenschaft, daß das populäre Vertrauen in ihre Ergebnisse immer mehr zunimmt, und daher die Zeitspanne für das Eindringen ihrer neuen Ergebnisse in das allgemeine Bewußtsein immer kleiner wird.

Ein Wort mag noch über die innere Entwicklung der Naturwissenschaften gesagt werden. Das Hauptinteresse bezüglich allgemeiner Probleme bezieht sich hier auf die Frage, wie weit H y p o t h e s e n nötig oder nützlich sind. Mit großer Übereinstimmung wird, namentlich von den älteren Vertretern behauptet, daß ohne Hypothesen die wissenschaftliche Arbeit nicht ausführbar sei, während eine jüngere und kleinere, aber an Zahl zunehmende Gruppe entgegengesetzter Ansicht ist. Hier wird namentlich betont, daß solche Hypothesen oder Annahmen, deren Elemente der Prüfung durch Versuch oder Beobachtung nicht unmittelbar zugänglich sind, als methodisch verwerflich angesehen werden müssen, da Aussagen über Worte, denen nichts aufweisbares entspricht, überhaupt keinen sachlichen Zweck haben. Zulässig, ja notwendig sind dagegen solche Annahmen, bei denen mögliche oder wahrscheinliche Beziehungen zwischen aufweisbaren Dingen vorausgenommen werden, um sich darüber klar zu werden, wie die Prüfung am besten anzustellen ist. Solche Vorausnahmen, die nur der Prüfung zugängliche Elemente enthalten, werden zum Unterschiede von den Hypothesen im engeren Sinne P r o t o t h e s e n genannt. Da bisher weder die Fachwissenschaft noch auch die Philosophie diese Fragen an der Hand des vorhandenen geschichtlichen Materials erfahrungsmäßig bearbeitet hat, so sind die Verhandlungen über diesen fundamentalen Punkt bisher nur wenig in die Tiefe gegangen. Doch hängt offenbar die Frage, w i e d a s F o r s c h e n z u l e h r e n s e i, weitgehend von der Vertiefung dieser Probleme ab.

Daß aber die F o r s c h u n g gegenwärtig methodisch g e l e h r t wird, mag als das charakteristischste Kennzeichen unserer Wissenschaftsepoche angesehen werden. Anstatt als ein unkontrollierbares Geschenk aus höheren Sphären angesehen zu werden, gilt die Leistung des Forschers heute ebenso als erlernbar, wie Radfahren und Violinespielen. Große und mannigfaltige wissenschaftliche Anstalten haben die Organisation des Forschungsunterrichtes und gleichzeitig die Organisation des Entdeckens durchgeführt und geben ein Zeugnis ab für die zunehmende Durchdringung unseres ganzen Lebens durch die Wissenschaft.

# DR. HANS DRISCH, HEIDELBERG: VITALISMUS.

DAS zentrale Problem der Biologie, zu dessen Lösung jede biologische Arbeit, bewußt oder unbewußt, beisteuert, läßt sich in Form folgender Fragen darstellen:

„Ist der Organismus ein mechanisches oder energetisches System?" „Ist er also ein Aggregat, eine Summe von Teilen, obschon von geordneten Teilen?" „Läßt sich organisches Geschehen den allgemeinen Gesetzlichkeiten unterordnen, welche aus den Wissenschaften vom Unorganischen, der Physik, der Chemie und der Kristallographie, bekannt sind?"

Die Lehre, welche alle diese Fragen und viele ähnlich lautende verneint, nennt man Vitalismus. Der Vitalismus oder die Lehre von der Autonomie des Lebens behauptet also, daß der Organismus kein mechanisches oder energetisches System ist, daß er nicht ein Aggregat oder eine Summe von Teilen ist, und daß sich die Gesetzlichkeit der organischen Vorgänge nicht auflösen läßt in die Arten gesetzlichen Geschehens, welche die Wissenschaften vom Unorganischen uns kennen gelehrt haben.

Ich verwende bewußtermaßen nicht das Wort „Neo"-Vitalismus. Es ist von Gegnern des Vitalismus, zuerst von E. du Bois-Reymond, erfunden und gebraucht worden und erweckt leicht den Anschein, ja soll ihn wohl gar erwecken, als sei die im letzten Jahrzehnt erstandene Lehre von der Autonomie des Lebens nichts als eine Auffrischung von biologischen Doktrinen, wie sie einst von Johannes Müller, von Blumenbach, C. F. Wolff, Stahl, ja von Aristoteles vertreten worden sind. Das ist aber ganz und gar nicht der Fall. Mag sich die junge Lehre von der Lebensautonomie in ihren Endresultaten mit vielen Ergebnissen der Lehren der genannten und anderer Forscher einer früheren Zeit decken: aufgebaut ist unsere junge Lehre auf einem viel festeren Grund als ihre älteren Schwestern. Sie ruht auf erkenntnistheoretischer Kritik einerseits, auf der neu als selbständige Wissenschaft erstandenen experimentellen Biomorphologie andererseits. Daher ist unsere biologische Autonomielehre nicht eine Art von „Neo"-Theorie in dem Sinne, wie man diese Bezeichnung leider auf manche philosophischen Systeme, die seit Hegel und Schopenhauer erblüht sind, anwenden kann und muß.

Dem Vitalismus steht der sogenannte „Mechanismus" entgegen; er würde besser „Machinismus" genannt, denn er stellt sich den Organismus als eine Maschine vor, das heißt als eine typische, sehr komplizierte Ordnung physikalisch-chemischer Bestandteile und Geschehensfaktoren.

Der Mechanismus oder Machinismus ist eine dogmatische Lehre, d. h. eine Lehre, welche vor der Untersuchung des Problems weiß, wie seine Lösung lauten wird, oder besser soll.

Nun gibt es einen wohlberechtigten Dogmatismus; dieser ist identisch mit dem sogenannten Apriorismus Kants. In der Geometrie z. B. stehen in der Tat gewisse Wahrheiten vor der Untersuchung aller Spezialprobleme fest und ebenso ist es in der Mechanik und Energetik. Zeigt sich in diesen Wissenschaften, daß ein Sonderergebnis gewissen Axiomen widerspricht, so wird nicht das Axiom, sondern das Sonderergebnis als falsch angesehen, und die Arbeit wird neu aufgenommen.

Aber von diesem berechtigten Dogmatismus ist die mechanische Dogmatik, wie sie zumal die heutige offizielle Physiologie vertritt, weit entfernt. Es ist wirklich ganz und gar nichts in der menschlichen Vernunft, das uns a priori zwänge, den Organismus „mechanistisch" oder „maschinell" zu

begreifen. Ganz im Gegenteil: eine unbefangene Prüfung der Vernunft zeigt, daß in ihr das Vermögen einer vitalistischen Lebenslehre gelegen ist und daß dieses Vermögen von jedem Menschen unbewußt in einen praktischen Vitalismus umgesetzt wird, sobald er ein ganz besonderes biologisches Objekt zum Gegenstand seiner Reflexion macht — seinen eigenen Körper.

Es kann hier nicht eingehend dargelegt werden, wie unbefangene, auf Introspektion gegründete Analyse einer „gegebenen" Geschehensreihe, in welcher „mein Körper" irgendeine aktive Rolle spielt, den Vitalismus für das biologische Objekt „mein Körper" d i r e k t zu b e w e i s e n gestattet und wie gleichzeitig mit diesem direkten Beweise der Lebensautonomie — für zunächst ein einziges biologisches Objekt — die Lehre vom sogenannten psycho-physischen Parallelismus fällt. Auch kann hier nicht mehr als erwähnt werden, daß sich im Laufe jener introspektiven Analyse eine besondere „Kategorie", die K a t e g o r i e d e r I n d i v i d u a l i t ä t, dem Bewußtsein in Klarheit darstellt und nun das Bewußtsein antreibt nach weiteren Bezirken für ihre Anwendung zu forschen.

Man sagt auch wohl „Teleologie" oder „Finalität" für das, was ich die I n d i v i d u a l i t ä t s k a t e g o r i e nenne; mir scheint die letztere Bezeichnung den Vorzug größerer Indifferenz zu besitzen.

Unbewußt wird die Kategorie „Individualität" von jedem Menschen angewendet, und zwar durchaus nicht nur auf Tiere und Pflanzen. Der Animismus einfacher Völker gehört hierher, und es verdient scharf hervorgehoben zu werden, daß das „Warum" der Kinder in weitaus den meisten Fällen die Frage nach dem Zwecke, d. h. nach der Beziehung zu einem Ganzen, nicht die nach der „Ursache" bedeutet.

Individualität steht als Kategorie neben Kausalität; sie gestattet die Begründung von Naturfaktoren, ebenso wie die letztere sie gestattet.

Doch können wir auf die schwierigen hier der Lösung harrenden Probleme erst kurz zurückkommen, nachdem wir uns der Frage nach dem Anwendungsbereich der Kategorie „Individualität", mit anderen Worten der Frage nach dem Bereich des Vitalismus zugewandt haben.

Was zwingt den Naturforscher, Vorgänge an fremden Organismen autonom d. h. nichtmaschinell aufzufassen, und wo im Bereich der Lebensphänomene liegen solche Vorgänge mit Sicherheit vor? Es liegt in der Natur des Problems begründet, daß auf diesem, dem eigentlich naturwissenschaftlichen Felde der Vitalismus nur indirekt, „per exclusionem", begründet werden kann,

Es sind meines Erachtens drei große Gruppen biologischer Phänomene. für welche sich die Unmöglichkeit einer maschinellen Auflösung beweisen läßt*).

Die Experimentalforschung der letzten 17 Jahre hat gelehrt, daß es abgesehen von der wohlbekannten „Regeneration", d. h. dem Ersatz verloren gegangener Teile des Organismus durch einen von der Wunde ausgehenden Wachstums- und Differenzierungsprozeß, und abgesehen von sogenanntem „adventiven" Ersatz eine andere sehr bedeutsame Gruppe organischer R e s t i t u t i o n s l e i s t u n g e n gibt. Es gibt viele Orga-

*) Für das Folgende vergleiche man meine seit 1899 bei W. Engelmann, Leipzig, erschienenen theoretischen Schriften. Ähnliches bieten in anderer Form meine „Gifford Lectures": The Science and Philosophy of the Organism (London, A. & Ch. Black). Die Theorie der Kategorie „Individualität" findet sich zunächst nur in dem englischen Werke, und zwar in dessen zweitem Bande.

nismen oder Organismenteile, welche in ihrem embryonalen oder in ihrem erwachsenen Stadium ein „harmonisch-äquipotentielles System" darstellen. Dieser Ausdruck bedeutet folgendes: man mag einem Organismus oder Organismusteil der geschilderten Art einen ganz beliebigen Teil seiner Substanz nehmen, er wird immer wieder das Ganze, und zwar wird er das durch ein „harmonisches" Zusammenarbeiten aller seiner gleichvermöglichen, „äquipotentiellen" Zellen. Es läßt sich auf streng analytischem Wege zeigen, daß einem harmonisch-äquipotentiellen System keine „Maschine" irgendwelcher Art zugrunde liegen kann.

Ein zweiter Beweis des „Vitalismus" beruht, kurz gesagt, auf der Tatsache der Vererbung, genauer gesprochen, auf der Tatsache, daß ein organisches Individuum viele, ja oft unzählige direkte Nachkommen produziert, deren jedes einer einzigen seiner Zellen entstammt, dem Ei; die Eier selbst aber sind durch Teilung aus einer embryonalen Zelle hervorgegangen. Da versagt wieder die „Maschinentheorie", wie sich in größter Schärfe zeigen läßt.

Und drittens versagt die maschinelle Auffassung des Organischen, wenn das als „Handlung" bezeichnete, auf „Erfahrung" und „Gedächtnis" beruhende allbekannte Phänomen naturwissenschaftlich analysiert wird.

Abgesehen von diesen drei Beweisen lassen sich noch eine Reihe von Indizien aufstellen, die der Lehre von der Autonomie des Lebens das Wort reden.

Ich habe denjenigen Naturfaktor, welcher als den maschinell nicht auflösbaren organischen Phänomenen zugrunde liegend angenommen werden muß, mit dem aristotelischen Worte Entelechie bezeichnet, ohne damit, wie ich wohl weiß, dieses Wort ganz im Sinne seines Schöpfers zu verwenden. Aber die Etymologie des Wortes Entelechie erlaubt diese Freiheit. Im Gegensatz zu der „extensiven Mannigfaltigkeit" einer Maschine ist Entelechie eine intensive Mannigfaltigkeit.

Entelechie ist also — um auf früher Gesagtes zurückzukommen — ein Naturfaktor, konstruiert mit Hilfe der Kategorie Individualität, ganz ebenso wie der Begriff „Kraft" mit Hilfe der Kategorie Kausalität konstruiert ist. Das Organische steht also dem Anorganischen der Gesetzlichkeit seines Geschehens nach fundamental gegenüber. Im einzelnen läßt sich zeigen, daß Entelechie keine „Energie" ist; aber das energetische Geschehen der Welt wird durch das Leben trotzdem nicht in seinen beiden „Hauptsätzen" verletzt; es wird nur durch das Organische der energetische Naturablauf in bestimmter Weise geregelt. Auch läßt sich dartun, daß Entelechie nicht etwa der Ausfluß einer besonderen chemischen Verbindung oder einer materiellen Konstellation überhaupt sein kann.

Entelechie hat keinen „Sitz" im Raum und wirkt nicht „im" Raum; in paradoxer Form können wir sagen: Entelechie wirke in den Raum hinein.

Trotzdem gehört Entelechie zur „Natur". Natur ist eben nicht nur ein System räumlich lokalisierter Faktoren; anders gesagt: Natur wird nicht nur von Kausalität beherrscht. Es geht aus diesen kurzen Bemerkungen hervor, daß wir Kants Auffassung des Organischen, wie sie in der „Kritik der Urteilskraft" niedergelegt ist, nicht teilen. Kant ist in bezug auf das Organische Agnostiker; wir meinen, das Organische ebenso positiv und ebenso legitim — obschon anders — fassen zu können, wie wir das Unorganische fassen.

# HANS PRZIBRAM, PRIVATDOZENT AN DER UNIVERSITÄT UND LEITER DER BIOLOGISCHEN VERSUCHSANSTALT, WIEN: ANSTALTEN FÜR EXPERIMENTELLE ABSTAMMUNGSLEHRE.

LAMARCKS „Philosophie zoologique“ erschien 1809; Darwins „Origin of Species“ 1859.

Auf welche Dokumente des Fortschritts vermag die Abstammungslehre 1909 hinzuweisen?

In glänzendem Siegeszuge hat unterdessen die Technik der Menschen Leben umgestaltet, hat Dampf und Elektrizität vor ihren Wagen gespannt und rüstet zur Eroberung der Luft. Unendlichen Schmerz wandte die Medizin ab von der leidenden Menschheit durch Narkose, Antisepsis und Serum.

Soziale Revolutionen verbesserten die Lebensführung der großen Massen und errangen eine freie Betätigung menschlicher Geistesgaben.

Aber 100 Jahre nach Lamarck tobt noch der Kampf um die Vererbbarkeit von Gebrauch und Nichtgebrauch, 50 Jahre nach Darwins Werk wogt unvermindert der Streit um die Allmacht oder Ohnmacht der natürlichen Zuchtwahl. Woher dies Mißverhältnis? Diesen Ideen fehlte es doch nicht an Kraft, da sie wie kaum andere in das Geistesleben eingriffen, fehlte es doch nicht an gewaltigen Vorkämpfern, die durch glücklich geprägte Schlagworte die Menge gewannen, fehlte es auch nicht an erhebenden Momenten, da sie doch so vielen an Stelle der Religion die ersehnte Befriedigung zu bringen vermochten.

Was ihnen fehlte, war — die Tat.

Lamarck folgert aus der Anpassung der Lebewesen an bestimmte Funktionen und der zunehmenden Güte solcher Anpassung bei den höchsten Formen, daß der Gebrauch eine Stärkung des verwendeten Organs hervorruft und diese Stärkung auf die Nachkommen vererbt, eine immer weitere Steigerung der Anpassung zulasse.

Die höhere Eignung der Kinder als Prämie elterlichen Fleißes — gewiß eine erhebende Idee. Unleugbar sehen wir den Gebrauch eine Stärkung des verwendeten Organs herbeiführen — aber wird diese Stärkung vererbt? Hier nützt kein bloßes Anschauen, Vergleichen und Nachgrübeln, ein endgültiger Beweis kann nur durch jene Mittel geführt werden, deren sich Physik und Chemie längst zu bedienen gewohnt sind: durch das schaffende Experiment.

„Nimm dieses oder jenes Tier, setze es unter solche Verhältnisse, daß dieses oder jenes Organ einem stärkeren Gebrauche ausgesetzt ist, sieh zu, ob diese Stärkung wirklich eintritt; laß die so gestärkten Tiere Junge erzeugen und untersuche, ob die Jungen eine Verbesserung des Organes erkennen lassen; wiederhole, falls in der ersten Generation noch keine deutlichen Resultate erhalten werden, diesen Versuch mehrere Generationen lang und sieh, ob nun eine Steigerung eintritt.“

So etwa lautet das Rezept für derartige Versuche.

Darwin legt mehr Gewicht auf die zufällig, d. h. durch die variierenden äußeren Verhältnisse hervorgerufenen Variationen innerhalb einer Tier- oder Pflanzenart und das notwendige Überleben des Passendsten im allseits tobenden Kampf ums Dasein. Eine natürliche Zuchtwahl möge eine schrittweise

Verbesserung der Arten, ähnlich wie ein Tier- oder Pflanzenzüchter die Verbesserung der Rassen, bewirkt haben.

Obzwar in dem Vergleiche mit einem menschlichen Züchter geradezu eine Aufforderung zum planmäßigen Experimentieren gelegen wäre, so hat doch das bestrickende Gesamtbild der Darwinschen Abstammungstheorie mehr Ablenkung der Forscher vom Experimente zur Folge gehabt; indem es weit bequemer erschien, Spekulation auf Spekulation zu türmen, als mühsame und langjährige Versuche anzustellen.

Dazu kam, daß die für frühere zoologische, botanische, physiologische Forschungsmethoden eingerichteten Museen, Institute und Stationen weder über geeignete Räume und Einrichtungen, noch über geschulte Kräfte oder genügende Mittel verfügten, um einer neuen experimentell-biologischen Richtung mehr als notdürftige Unterkunft zu bieten.

War und ist doch das lebende Tier wenigstens an den europäischen zoologischen Instituten ein seltener und nie lange verweilender Gast. Am meisten konnte noch an den Meeresstationen lebendes Material verwendet werden. Aber so günstig sich die niederen Meerestiere für Versuche über die Entwicklungsmechanik des Eies oder über das Nachwachsen verlorener Teile (Regeneration) erweisen, so unbefriedigend ist bisher ihre Fortzucht ausgefallen. Mag nun hieran die große Hinfälligkeit ihrer freischwimmenden Larven oder die mangelhafte Nachahmung der natürlichen Lebensbedingungen in den Aquarien die Schuld tragen — für die Fragen der Evolution sind auf alle Fälle die Land- und Süßwassertiere mit ihren in weiter vorgeschrittenen Stadien aus dem Ei schlüpfenden oder gar lebend geborenen Jungen vorzuziehen. Hier war ein neues, vielversprechendes Arbeitsfeld gegeben, wenn es gelang, einen neuen Typus von biologischen Arbeitsstätten ins Leben zu rufen:

Anstalten, die alle Möglichkeiten bieten, Tiere und Pflanzen der verschiedensten Standorte, Klimate und Größen in solcher Weise zu beherbergen, daß sie selbst in ungeschwächter Lebenskraft erhalten bleiben und auch mehrere Generationen lang unter gleichen oder künstlich abgeänderten Bedingungen weitergezüchtet werden können.

Es wurde zunächst in Österreich aus privaten Mitteln eine derartige Institution ins Leben gerufen:

Am 1. Januar 1903 öffnete unsere „Biologische Versuchsanstalt in Wien“*) ihre Pforten allen jenen, die sich mit Versuchen über die Form- und Artbildung der Tiere und Pflanzen beschäftigen wollen.

Inmitten eines Gartens erhebt sich das Hauptgebäude mit Arbeitssälen, verschieden temperierten Zucht- und Flugräumen, Aquarien und Terrariengängen, Zisternen und Grotten, Dunkelkammern und physikalisch-chemischen Laboratorien. An dieses Hauptgebäude sind später eigene Glashäuser, Käfige und Werkstätten angebaut worden; um dasselbe gruppieren sich in die Erde versenkte Freilandterrarien und Freilandbecken.

Heute zählt die Anstalt einen Stab von 10 ständigen Leitern, Assistenten usw., und außerdem arbeiten im Jahre etwa 30—40 vorgeschrittene Studierende und andere Forscher auf den Arbeitsplätzen der Anstalt, von denen 5 seitens des Unterrichtsministeriums unterhalten werden.

---

*) Vgl. Die Biologische Versuchsanstalt in Wien. Zweck, Einrichtung und Tätigkeit während der ersten fünf Jahre ihres Bestandes (1902—1907). Zeitschrift für biol. Technik u. Methodik. Straßburg, Trübner. I. Bd., Heft 3 ff. 1908.

Die zweite Anstalt, welche sich, und zwar in noch ausschließlicherem Maße als unsere Anstalt, mit den uns hier interessierenden biologischen Versuchen beschäftigt, ist die am 1. Januar 1905 eröffnete „Station for Experimental Evolution at Cold Spring Harbour, Long Island" im Staate New York*). Sie verdankt einer Stiftung Carnegies ihre Entstehung; ihre Seele ist Prof. C. B. Davenport. Die Lage am Meere in einer ländlichen Gegend bietet viele Vorteile, namentlich in bezug auf Materialbeschaffung und Expansionsfähigkeit, aber auch Nachteile durch die ziemlich beträchtliche Entfernung von einer großen Stadt, welche den Zuzug von Arbeitenden etwas beschränkt. Die Administrations-, Zucht- und Treibräume sind in einzelnen Pavillons untergebracht; die recht bedeutende Ausdehnung des Grundes gestattet die Zucht von Fischen, Geflügel und selbst kleineren Weidetieren (Schaf, Ziege).

Seit der Gründung der beiden genannten biologischen Versuchsanstalten hat ihr Beispiel sowohl in Österreich durch die von Kupelwieser auf seiner Besitzung Lunz in Niederösterreich errichtete, vornehmlich für Süßwasseruntersuchungen in Betracht kommende biologische Station Nachahmung gefunden als auch in den Vereinigten Staaten, z. B. durch Prof. T. H. Morgans experimentelle Farm, welche mit dem zoologischen Institute der Newyorker Columbia-Universität verbunden ist.

In den übrigen Staaten sind solche Institutionen mehrfach angeregt worden, so in Frankreich durch den leider zu früh verstorbenen Prof. Giard, in Deutschland durch Behla, Robert Müller und Plate, in Großbritannien durch Bateson und Ewart, welch beide letztere in ihren Privatgärten Züchtungsversuche anstellen.

Zu einer Ausführung dieser Pläne kam es aber noch nicht. Hoffentlich gelingt es bald, das allgemeine Interesse für biologische Versuchsanstalten in allen Staaten in höherem Maße als bisher zu erwecken — sind doch die bestehenden derartigen Anstalten bis jetzt aus privaten Mitteln hervorgegangen! — und nicht nur den in voller Tätigkeit befindlichen die dringend benötigten reicheren Mittel zu verschaffen, sondern auch weitere entstehen zu lassen.

Denn es gibt viel zu tun, und nur von einer umfangreichen Versuchserfahrung können neue wesentliche Resultate der Entwicklungslehre erwartet werden.

Vorläufig möchte ich als größten Fortschritt auf diesem Gebiete die mehr und mehr sich durchsetzende Erkenntnis bezeichnen, daß die Zeit- und Streitfragen der Biologie sich nicht an den Schreibtischen der Philosophen entscheiden lassen, sondern nur in den planmäßig arbeitenden Werkstätten der experimentellen Biologen.

Nicht wenig haben hierzu die ersten greifbaren Erfolge dieser Versuche beigetragen, über welche ich in einem folgenden Aufsatze berichten werde.

---

*) Vgl. Report on the work of the Station etc. Fourth year Book of the Carnegie Institution of Washington pp. 87—107, pl. 3 & 4, 1906.

# DR. FELIX REGNAULT, PARIS: ÜBER DEN GREIFFUSS.

NEUE Untersuchungen haben ergeben, daß die Benutzung der hinteren Gliedmaßen zu Zwecken, die wir allein den Händen vorbehalten meinen, noch heute bei vielen Völkern verbreitet ist; nicht bloß die Affen sind dieser Kunst mächtig und nicht einmal bloß Naturvölker. — — — Wir fanden, daß die Indianer Yukatans Geldstücke mit den Füßen aufheben, ja sogar Steine mit denselben werfen; die Bewohner von Neu-Guinea fassen und brechen Baumzweige mit den Füßen; sie packen die betreffenden Gegenstände zwischen der großen und der folgenden Zehe wie mit einer Zange und halten sie fest oder schleudern sie auch fort. — Aber all dieses ist bekannt.

Verwunderlich ist eher, daß auch Kulturvölker wie die Japaner, die Chinesen und Inder heute noch den Fuß zu bedeutsamen Tätigkeiten benutzen. Den indischen Handwerkern z. B. dient er in ganz gleicher Weise wie die Hand, welche Methode durch die gewohnte hockende Stellung begünstigt wird. So hält der Zimmermann die Planke, die er bearbeitet, mit dem Fuß, der Metallarbeiter seine Zange; der Weber läßt durch die Zehen den Faden gleiten, den er webt.

Außer diesem praktischen Nutzen, den der Mangel an beengenden Schuhen diesen Völkern gewährt, ziehen sie auch hygienische Vorteile daraus. Die Angehörigen der breiten Volksklassen genießen an sich die Segnungen des Barfußgehens; die der höheren Klassen tragen Sandalen, die aber den Fuß nicht einschnüren. Beim Eintritt in ein Haus läßt der Besucher die beschmutzten Sandalen an der Tür, wie wir etwa unsern Hut im Vorzimmer lassen. Ein beträchtlicher Prozentsatz von Krankheitskeimen, die in Staub und Straßenkot vorhanden sind, wird so nicht — wie sonst unvermeidlich — in die Wohnungen verschleppt.

Über diesen allgemeinen Gebrauch des Fußes in Funktionen mit der Hand hinaus gehen aller Orten solche Wesen, welche von der Geburt her oder durch Unfall der Hände überhaupt beraubt sind. Die Wissenschaft hat eine Reihe von Fällen aufgedeckt, in denen der Betreffende gelernt hat, sich der Füße genau so gelenk wie wir der Hände zu bedienen. Ich habe selbst der anthropologischen Gesellschaft zu Paris einen Mann vorgeführt, dessen Arme durch eine Krankheit in der Kindheit völlig eingeschrumpft sind. Bis zum Alter von 20 Jahren bediente er sich ausschließlich des Mundes, um die Arme zu ersetzen; es gelang ihm, mit dem Munde so gut zu schreiben, daß er das Amt eines Schreibers ausfüllen konnte. Als er das genannte Alter erreicht hatte, beschloß er, sich auch der Füße zu bedienen, und er brachte es wirklich so weit, eine Reihe von Bewegungen zu erlernen, die ihn zum Auftreten auf der Schaubühne befähigten.

Andere Fälle sind noch interessanter, so der des Franzosen Ducornet, der mit den Füßen malte und dessen Bilder der Stolz der französischen Provinzmuseen sind, insbesondere des Museums zu Reims, welches das bekannte Bild „Die Tanzstunde“ besitzt. Wie immer man über die Auffassung des Gegenstandes denken mag, das Bild ist durchaus korrekt ausgeführt; niemand würde beim Anblick erraten, daß dem Maler die Hände gefehlt haben. Auffallen kann nur, daß die Beine des Tanzmeisters und seines Schülers mit besonders starker Muskulatur ausgestattet sind, begreiflich, wenn man die Psychologie des Malers in Frage zieht.

Gewiß darf bei alledem nicht vergessen werden, daß der Fuß immerhin nur eine unvollkommene Hand darstellt, da die Zehen niemals in ganz derselben Weise der großen Zehe gegenübergestellt werden können wie der Daumen den übrigen Fingern. Der Fuß dient eher als Zange denn als Hand; er kann zu ähnlichen Zwecken benutzt werden, doch in verschiedener Weise; wird er es, dann vollziehen sich übrigens auch anatomische Veränderungen, die ihn in gewissem Grade der Hand angleichen können. Er dehnt sich aus wie ein Fächer, d. i. in entgegengesetzter Weise als bei uns, wo er in einen Schuh eingeschnürt ist.

Daß der Europäer den Gebrauch des Greiffußes verlernt hat, während er bei den andern Völkern noch besteht, scheint mir ein Nachteil unserer Kultur. Leicht wäre es aber doch, ihn zu beheben; denn der Kinderfuß auch unserer Rasse ist durchaus schmiegsam und anpassungsfähig. Richtige Behandlung des Fußes, Vermeidung aller einschnürenden Schuhe, Übung der Beweglichkeit in planmäßiger Weise würden uns in ihm ein wertvolles Organ zuführen, und dies läge gewiß auch im Sinne unserer Entwicklung. Nicht die Verkümmerung unserer Organe kann deren Ziel sein, und wenn wir heute schon minder gute Augen, minder starke Muskeln haben als der Urmensch, so darf dies nicht dazu führen, auch die Verkümmerung des Fußes dauernd hinzunehmen. Planmäßige Gegenwirkung wird es ermöglichen, der höchsten Entwicklung unseres Geistes auch vollbewahrte körperliche Befähigung zu paaren.

## MARIANNE SCHRUTKA VON RECHTENSTAMM, WIEN: SÄUGLINGSSCHUTZ.

BEQUEMLICHKEIT und Klassenhochmut haben zu allen Zeiten an der ersten heiligen Pflicht der Mutter, die die Natur auch zur Ernährerin ihres Kindes bestimmte, gerüttelt. In jüngster Vergangenheit aber ist durch die voreilig und ganz unberechtigt gepriesenen Versuche mit künstlicher Ernährung die Sitte des Selbststillens auch in der gesunden Anschauung der breiten Volksklassen außer Übung gekommen. Eine erschreckend hohe Säuglingssterblichkeit ließ dieses Vorgehen als Verirrung erkennen. Die Statistik weist nach, daß von der enormen Zahl der im ersten Lebensjahre dahingerafften Kinder 80% künstlich ernährte sind. Sie macht uns klar, daß dieser schreckliche Säuglingstod den Großstädten zukommt und in die Sommermonate fällt, daß er fast durchweg Darmaffektionen, durch die in der Hitze verdorbene Nahrung hervorgerufen, als Ursache hat. Sie führt als klassischen Beweis für den Wert der Brusternährung die Prozentsätze der Kindersterblichkeit in den einzelnen europäischen Staaten vor Augen, die in direktem Verhältnis zur Häufigkeit künstlicher Aufzucht stehen:

Von 100 Säuglingen sterben jährlich in:

| | |
|---|---|
| Norwegen (wo jede Frau, ob arm oder reich, ihre Kinder säugt) | 9 |
| Schweden | 10 |
| Schottland | 12 |
| Dänemark | 13 |
| England | 14 |
| Schweiz | 16 |
| Frankreich (sehr geringe Geburtenzahl) | 17 |
| Deutschland | 21 |
| Österreich | 24 |
| Rußland (sehr hohe Geburtenzahl) | 28 |

Nicht, daß es in Skandinavien keine Kinderkrankheiten gäbe, aber das Brustkind ist eben allen Erkrankungen gegenüber unendlich widerstandsfähiger als das künstlich genährte. Das Brustkind erhält seine Nahrung steril. Auch die sorgfältigst gewonnene, raschest transportierte Kuhmilch ist auf ihrem Wege zum Kinde bakteriellen Verunreinigungen ausgesetzt. Die unbegrenzte Menge, die in der Kuhmilch zur Verfügung steht, reizt zu Überfütterung, sei es durch zu große oder zu häufige Mahlzeiten, die den kleinen Magen und empfindlichen Darm des Säuglings durch Stauung und Gärungsprozesse schwer schädigen. Mit der Nahrung schenkt die Mutter ihrem Kinde auch nach der Geburt weiter die geheimnisvollen, wahrscheinlich an das Eiweiß der Milch gebundenen, erworbenen und ererbten Immunitätskräfte ihres jungen Körpers und ihrer ganzen Rasse. Die Kuhmilch, für ein rasch wachsendes Tier berechnet, darf dem Neugeborenen nicht ungemischt gereicht werden. Ihre Menge und Zusammensetzung muß genau nach Alter und Körpergewicht vom Arzte bestimmt werden. Die erfolgreiche Durchführung der künstlichen Ernährung ist an pedantische Einhaltung aller, auch der anscheinend geringfügigsten Vorschriften über Mischung, Zubereitung, Aufbewahrung der Nahrung gebunden, sie erfordert Verständnis, Zeit, Geld: den Kindern der besitzlosen Klassen wird sie zum Verderben.

Auch für ihre eigene Gesundheit sorgt die Mutter am besten, wenn sie die erste und oberste Pflicht gegen ihr Neugeborenes auf sich nimmt. Stillende Frauen erholen sich von den Folgen des Wochenbettes viel rascher und bleiben, bei prompter Rückbildung der Unterleibsorgane, die sich unter der Wechselwirkung der sezernierenden Brustdrüse rasch und zuverlässig vollzieht, — von dem verhängnisvollen Symptomenkomplex frei, der unter dem Sammelnamen „Frauenkrankheiten“ so viele Frauen kränklich, arbeitsunfähig, freudelos und frühzeitig alt werden läßt.

Gänzlicher Milchmangel ist eine sehr seltene Erscheinung. Kann einer Frau das Stillen nicht gestattet werden (besonders bei tuberkulöser Belastung der Familie!), so bietet die Aufnahme einer Amme die nächst besten Aussichten für das Gedeihen des Kindes. Ist nach langem Suchen eine gesunde, milchreiche Amme mit gut entwickeltem Kinde gefunden, so kann noch ein schwerer Rechenfehler unterlaufen, wenn das zu nährende Kind schwach und appetitlos ist und die Brust der Nährerin nicht zu entleeren vermag. Infolge der Stauung und des mangelnden Saugreizes wird die Drüse sofort ihre Tätigkeit einstellen und die Milch versiegen lassen. Die untauglich gewordene Amme verliert damit die Möglichkeit, für ihr eigenes Kind zu sorgen, das nutzlos seines besten Rechtes beraubt wurde. Der lebensfähige Sprößling der nährfähigen Mutter fällt dem Schwächling aus wohlhabender Familie zum Opfer. Die moderne Medizin wird darauf dringen, durch Weiterstillen des eigenen Kindes

die Leistungsfähigkeit der Amme auch für den vornehmen Kostgänger zu erhalten. Nichts ist besser dazu angetan, den Haß der unbemittelten gegen die besitzende Klasse zu nähren, als dieses täglich wiederkehrende Schauspiel der Hintansetzung nächster heiligster Rechte dem Imperativ des Erwerbes gegenüber. Im Osten der Vereinigten Staaten ist Ammenernährung kaum zu beschaffen, weil jede Frau es dort unter ihrer Würde hält, ihr eigenes Kind um eines fremden willen zu verlassen. — Mit eigentümlicher Beharrlichkeit finden wir in den statistischen Tabellen sowohl in ganzen Staaten als in einzelnen Bevölkerungsschichten günstige Vermögensverhältnisse und geringe Nachkommenzahl verbunden und in armen Ländern und Volksschichten Geburtshäufigkeit und Kindersterblichkeit Hand in Hand gehen. Eine rationelle Säuglingspflege will aber nicht allein gegen die ungemessenen Verluste an Kinderleben, sondern auch gegen Siechtum und Degeneration ankämpfen. Sie bezweckt die Heranziehung gesunder, leistungsfähiger Menschen, die dem Vaterlande Macht und Reichtum bedeuten, und wird sich durch den ängstlichen Hinweis auf Übervölkerung nicht einschüchtern lassen. Schweden und Norwegen, die bis auf einen kleinen Bruchteil alle ihre Kinder aufziehen, sind nicht übervölkert. Das Ehepaar aus dem Volke, das vier, fünf kräftige, zu schönen Hoffnungen berechtigende Sprößlinge sein eigen nennt, wird nach Möglichkeit eine Weiterteilung des beschränkten Eigentums vermeiden. Die Mutter des Hauses wird nicht ihre Lebens- und Schaffenskraft in steten vergeblichen Schwangerschaften und Geburten erschöpfen. Das stumpfe Zusehen beim Hinsiechen unerwünschten Familienzuwachses wird nicht die Herzen vertrocknen und die Familienbande lockern.

Durch Verallgemeinerung und Vertiefung des Hygieneunterrichts in den Schulen werde dem K i n d e eingeprägt, daß die Ernährung durch die Mutter als das Natürliche auch das Sittliche ist. Die Unterweisung in der Ernährung und Pflege des Kindes hat der Abschluß der Erziehung des jungen Mädchens zu sein. Praktische Übung in „Krippe“ und „Säuglingsheim“ wird ihr den oft schwierigen Übergang vom sorglosen Dasein der verhätschelten Familientochter in das verantwortungsvolle Amt der Gattin und Mutter am besten einleiten. Wird vom Manne, der eine Ehe schließen will, das standesgemäße Einkommen, die gesellschaftliche Stellung verlangt, so hat er das Recht, von der Frau Eignung und Verständnis für die Pflichten, die sie übernimmt, zu fordern. Und keine Pflicht ist heiliger als die gegen das heranwachsende Geschlecht, das besser und glücklicher werden soll als die, welche es schufen.

## PROF. TH. ACHELIS, BREMEN: DIE IDEE EINER VERGLEICHENDEN RECHTSWISSENSCHAFT AUF ETHNOLOGISCHER BASIS.

Es ist eine der größten und folgenreichsten Entdeckungen der Wissenschaft unserer Tage, daß jedes kosmische Gebilde alle Phasen seiner Entwicklung noch in sich trägt und aus allem, was ist, die unendliche Geschichte seines Werdens in ihren Grundlagen erschlossen werden kann. Wie sich aus der Struktur des gestirnten Himmels von heute dessen weltgeschichtliche Entstehung erschließen läßt, wie die

Schichten der Erdoberfläche uns die Geschichte unseres Planeten entrollen, wie die Morphologie uns gelehrt hat, aus der organischen Struktur irgendeines Tieres auf die Stufen zurückzuschließen, welche es dereinst durchlaufen hat, ehe es zu seiner jetzigen Entwicklungshöhe gelangte, und wie wir in den Phasen des fötalen Lebens die wesentlichen Phasen des Rassenlebens wiederfinden, wie aus der Struktur des menschlichen Gehirns die Geschichte seiner Entwicklung durch denjenigen entziffert werden kann, der diese Runen zu lesen versteht, wie der Sprachforscher aus der Sprache eine Geschichte der menschlichen Vernunft zutage fördern kann, wie sogar, wenn man Geigers interessanten sprachwissenschaftlichen Forschungen trauen kann, das Farbenspektrum zugleich die Geschichte des menschlichen Lebens bedeutet, so gibt uns auch das Gesamtbild der menschlichen Rasse und der Zustand jedes einzelnen Organismus, welchen wir im menschlichen Gattungsleben antreffen, ein sicheres Material für Rückschlüsse auf die Geschichte der Organisation der menschlichen Rasse und des einzelnen Organismus".

Diese Worte eines um seine Wissenschaft hoch verdienten und ihr viel zu früh entrissenen Forschers kennzeichnen in knappen Umrissen den kritischen Standpunkt, den wir für die befriedigende Lösung unserer Aufgabe voraussetzen müssen; es ist die für die moderne Untersuchung so charakteristische, möglichst ausgedehnte Vergleichung des Materials, diese andere Form des für die Naturwissenschaften so ergiebigen Experiments. Schon die Sprach- und Religionswissenschaft hat bekanntlich dies Mittel angewendet; es bedarf wohl nur des Hinweises auf die glückliche Erweiterung unseres Horizontes, weit hinein in Epochen jenseits aller anderen Überlieferung, jenseits des eigentlich historischen Rahmens, um die wertvollen Erfolge dieser Methodik anzudeuten. Aber nicht nur daß das Altertum eine völlig unerwartete prähistorische Ergänzung erhielt, die freilich der herkömmlichen chronologischen Begrenzung entrückt war, sondern es entstand nun ein neuer Stammbaum der Menschheit (man denke nur an das gewaltige Werk des Ethnographen und Linguisten Friedr. Müller, für das freilich auch naturwissenschaftliche Momente mit hineinspielten!) und damit ein Gemälde religiöser, sittlicher, rechtlicher und künstlerischer Anschauungen von Völkern, die bis dahin jeder literarischen Kunde entgangen waren. Auf demselben entwicklungsgeschichtlichen Gedanken, auf derselben Basis eines von allen Seiten zufließenden ethnographischen Materials, wie es die hoffnungsvoll aufblühende moderne Völkerkunde beschafft, ruht die allgemeine Rechtswissenschaft, die es sich zur Aufgabe macht, die Entstehung und Ausbildung des rechtlichen Bewußtseins der Menschheit auf allen Stufen der Entwicklung zu verfolgen. Es darf nicht befremden, daß die junge Wissenschaft bei der Kühnheit ihres Unternehmens die verschiedenartigsten Widersprüche und Angriffe erfahren hat, wie das stets in der Geschichte des menschlichen Denkens zu gehen pflegt; mag auch in einzelnen noch gelegentlich Unsicherheit und Unklarheit herrschen, die leitenden Grundsätze der Forschung sind, wie wir uns noch überzeugen werden, über jede Anfechtung erhaben.

Vor allen Dingen ist es freilich nötig, um überhaupt ein unbefangenes Verständnis für die Ziele unserer Wissenschaft zu gewinnen, sich des landläufigen Gedankens zu entäußern, als könne man in den bekannten drei Perioden die gesamte Geschichte der Menschheit umspannen. Abgesehen von der unleugbaren Tatsache, daß so gewaltige und bis ins Detail ausgewachsene Kulturen, wie z. B. die chinesische und ägyptische, eine große Reihe

früherer Entwicklungsstufen bedingen, hat die moderne Völkerkunde unwiderleglich dargetan, daß nicht, wie man annimmt, ein ununterbrochener sittlicher Fortschritt in der Weltgeschichte sich bekundet, sondern daß die verschiedensten Phasen des sozialen Lebens von der höchsten bis zur unscheinbarsten und dürftigsten nebeneinander liegen, so daß man demnach eher von einer Geschichte dieser einzelnen Formen der menschlichen Gesittung sprechen kann als von einem zusammenhängenden Bilde des gesamten menschlichen Geschlechts. Wie neben der uralten ägyptischen Kultur die rohesten Naturvölker ihr Dasein fristeten, wie bereits Strabo und Herodot erzählten,so kennen wir noch heutigentags neben der überlegenen europäischen Zivilisation eine Reihe von Stämmen, die sich kaum über die Anfänge der Tierheit erhoben haben. Jedes Volk macht einen Prozeß durch, in welchem man unter einem gewissen Vorbehalt von einer Jugend, Mannesalter und Greisenzeit reden kann; aber es leuchtet ein, daß dies metaphorische Bild keine Anwendung auf die Menschheit überhaupt erleidet. Deshalb muß auch der Ethnologe und mit ihm der vergleichende Rechtsforscher von der Chronologie völlig absehen, die lediglich für die streng geschichtliche Betrachtung Bedeutung besitzt. Gegen diesen Vorwurf mußte sich auch Post verteidigen. „Man hält mir vor, so schreibt er, daß ich den verschiedensten Rassen aus den verschiedensten Kulturzeiten Angehöriges zusammenstelle, während es nach Ansicht meiner historischen Gegner wissenschaftlich unerläßlich ist, nach Rasse, Völkerzweig, Volk und Stamm, nach Jahrhunderten und Jahrzehnten genau zu sondern. Dies würde richtig sein, wenn es sich bei meinen Arbeiten bereits um Detailforschungen handelte. Es liegt mir aber daran, gewisse Erscheinungen zu konstatieren, welche auf der Basis der überall gleichmäßig wirkenden menschlichen Natur sich überall gleichmäßig zeigen. Hierfür sind Rasse, Völkerzweig, Volk und Stamm vorläufig ganz gleichgültig. Ich beabsichtige nur das, was im ganzen ethnischen Gebiet g l e i c h m ä ß i g auftritt, in den Grundzügen festzustellen und durch einzelne Beispiele zu illustrieren, welche, obgleich sämtlich nach Rasse, Volk und Stamm individuell, doch eine allgemeine Bedeutung haben, indem sie in verschiedenen Färbungen stets das wesentlich gleiche Organisationsprinzip zum Ausdruck bringen. Es ist auch vollkommen gleichgültig für mich, in welches Jahrhundert oder Jahrzehnt derartige Bräuche fallen, da die Chronologie nur für die Entwicklung in einem einzelnen ethnischen Gebiet eine Bedeutung hat, nicht aber für das Gesamtgebiet des Völkerlebens, in welchem stets alle Entwicklungsstufen nebeneinander liegen, in welchem man bei einer Völkerschaft, welche heute lebt, dieselbe Erscheinung wiederfindet, welche man bei einer andern ein paar tausend Jahre vor Christi Geburt wahrnimmt“ (Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft I, 17).

Hat sich somit, wie oben ausgeführt, die vergleichende Rechtswissenschaft das biogenetische Gesetz zu eigen gemacht, nach welchem die Geschichte des Individuums die der Rasse in gedrängten Umrissen wiederholt, so hat sie damit endgültig auf die Anwendung des geschichtlichen und geographischen Prinzips verzichtet, da dies in der Tat versagte. Man half sich anfangs den Erscheinungen gegenüber mit allerlei Verlegenheitsausdrücken, wie Kuriositäten, Abnormitäten, wunderbare Kapricen des Volksgeistes u. a., während das Problem, zumal wenn es sich in regelmäßigen Perioden wiederholte, dadurch natürlich nicht aus der Welt geschafft wurde. Um nur einige solcher Fälle zu erwähnen, so erinnern wir an die für jede rein historische Auffassung schlechterdings unerklärliche Institution der Couvade, des sog. Männerkindbettes, oder des seltsamen Brauches, daß unmündige Knaben mit

erwachsenen Mädchen verheiratet werden, die so lange mit anderen Männern leben, bis ihr künftiger Gemahl seine Reife erlangt, oder der für unser Empfinden so seltsamen Mutterfamilie der malayischen Nairs, wo den leiblichen Vater weder irgendein rechtliches noch sittliches Band an seine leiblichen Kinder knüpft, während er nach Belieben die Söhne und Töchter seiner Schwester verkaufen oder töten darf und dergl. mehr. In all diesen Fällen kann erst eine vergleichende, den engen historischen und ethnographischen Rahmen verlassende und den treibenden Grund in der spezifischen Organisation der betreffenden Völkerschaft psychologisch erkundende Behandlung die Lösung des Rätsels vorbereiten. Rechtsanschauungen und Institutionen sind so wenig durch ethnographische Rücksichten bedingt, daß die stammfremdesten Völkerschaften auf den betreffenden Entwicklungsstufen sich durchaus gleichen. Daß trotzdem öfter eine gegenseitige Berührung und Entlehnung stattfinden kann, bedarf keiner besonderen Betonung, nur müssen wir dann stets auf einem genaueren geschichtlichen Nachweis bestehen. Post sucht das Verhältnis so zu bestimmen: Wenngleich die Sammlung des ethnologisch-juristischen Materials bei den einzelnen Stämmen und Völkern stattfinden muß und eine möglichst detaillierte Beobachtung hier vom höchsten Wert ist, so ist es doch bei der kausalen Analyse der Rechtssitten äußerst empfehlenswert, die korrespondierenden Rechtssitten sowohl stammverwandter als auch stammfremder Völker stets heranzuziehen, um Fehlschlüsse zu vermeiden, welche leicht aus dem beschränkten Material über eine bestimmte Rechtssitte bei einem bestimmten Volke entstehen können. Es ist dies nur eine Ausdehnung eines Gesichtspunktes, welcher sich in der rechtsgeschichtlichen Forschung bereits geltend gemacht hat. Eine Erklärung der Bestimmungen eines einzelnen deutschen Stadtrechts fällt natürlich sehr viel gründlicher aus, wenn dasselbe nicht aus sich allein erklärt wird, sondern wenn man verwandte Stadtrechte zur Erklärung heranzieht. Im weiteren Kreise hat neuerdings das Studium des indischen Rechtes erheblich dazu beigetragen, die Erklärung germanischer, römischer, griechischer, keltischer Rechtssitten zu vervollkommnen. Gibt es allgemeine Rechtssitten, die sich über weite Völkergebiete erstrecken, so ist die Kenntnis dieser natürlich noch viel wertvoller, wenn es sich um die Erklärung einer solchen Rechtssitte bei einem einzelnen Volke handelt. Damit soll nun keineswegs gesagt sein, daß man nicht versuchen soll, eine Rechtssitte zunächst aus dem engeren Kreise zu erklären, in welchem sie sich zeigt. Im Gegenteil soll man dies so weit als möglich versuchen und namentlich die historische Forschung in den Einzelgebieten so weit als möglich ausdehnen. Aber man wird bei dieser Forschung in einem einzelnen Rechtsgebiet stets an einen Punkt gelangen, wo das Quellenmaterial für sichere Schlüsse nicht mehr ausreicht; hier entstehen nun Hypothesen ganz ins Wilde hinein, während die Heranziehung von Tatsachen aus weiteren Gebieten noch zu ganz sicheren Schlüssen führen kann (Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz S. 49). Wie gesagt, es kommt darauf hinaus, daß die Ethnologie sich völlig über den geschichtlichen Rahmen einer bestimmten Chronologie nach Jahrzehnten und Jahrhunderten erhebt und demgegenüber nur die organische Folge der betreffenden Entwicklungsstufen verfolgt, wie etwa die Geologie bestimmte Erdschichten.

Haben wir in großen Zügen so den allgemeinen Standpunkt der vergleichenden Rechtswissenschaft festgestellt, so bedarf es in zweiter Linie einer kurzen Erörterung der Methode, weil davon begreiflicherweise der ganze Erfolg der Forschung abhängt. Die wichtigste und ausgiebigste Quelle

bilden natürlich eigentliche Gesetzsammlungen, wie wir sie überall bei schriftkundigen Völkern finden. Aber die Ethnologie hat es häufig mit Stämmen niederer Gesittung zu tun, wo derartige verläßliche Dokumente eben fehlen und nur mündliche Überlieferung vorliegt, die uns durch Reisende, Missionare usw. übermittelt wird. Hier ist Irrtum und Täuschung nicht ausgeschlossen, was um so bedenklicher ist, als eine spätere Kontrolle der von den Eingeborenen erhaltenen Erzählungen in den seltensten Fällen möglich ist, wenigstens nicht von denselben Personen. Um diesem Übelstande zu entgehen, bleibt nur die Verwendung der vergleichenden psychologischen Erklärung über, wie das schon Schiller in seiner denkwürdigen Rede über die Universalgeschichte erkannt hat. Indem er von dem fragmentarischen Zustande der geschichtlichen Überlieferung spricht, folgert er, daß „streng genommen unsere Weltgeschichte nie etwas anderes als ein Aggregat von Bruchstücken werden könne und deshalb nie den Namen einer Wissenschaft verdiene. Jetzt aber kommt ihr der philosophische Verstand zu Hilfe, und indem er diese Bruchstücke durch künstliche Bindeglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum System, zu einem vernunftmäßig zusammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemüts, welche Einheit Ursache ist, daß die Ereignisse des entferntesten Altertums, unter dem Zusammenfluß ähnlicher Umstände von außen, in den neuesten Zeitläuften wiederkehren, daß also von den neuesten Erscheinungen, welche in dem Kreise unserer Beobachtung liegen, auf diejenigen, die sich in geschichtslose Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann". Daß unter dieser Perspektive, je mehr das Material der modernen Völkerkunde wuchs, sich die überraschendsten Ergebnisse herausstellen sollten, konnte freilich der große Dichter seinerzeit nicht ahnen, aber es ist immerhin bezeichnend, daß er auf diesen richtigen Ausweg aufmerksam machte. Ganz besonders glücklich hat der bekannte englische Anthropologe Tylor dies Hilfsmittel verwertet, wie er selbst andeutet: Vor einigen Jahren legte mir einmal ein bedeutender Historiker eine Frage vor, die diesen Punkt berührt, er sagte: Wie kann man eine Angabe über Sitten, Mythen, Glauben usw. eines wilden Volkes als Beweismittel betrachten, wo sie auf dem Zeugnis irgendeines Reisenden oder Missionars beruht, der möglicherweise ein oberflächlicher Beobachter, der Sprache des Landes mehr oder minder unkundig ist, oder leichtsinnig ungesichtete Erzählungen nachspricht, von Vorurteilen beeinflußt ist oder vielleicht gar absichtlich betrügt? Diese Frage sollte in der Tat jeder Ethnograph beständig klar vor Augen haben. Natürlich ist er verpflichtet, seinem besten Urteil über die Glaubwürdigkeit aller Autoren, die er anführt, zu folgen und womöglich mehrere Berichte zu erhalten, die jeden Punkt an jeder Örtlichkeit bezeugen. Aber über diesen Vorsichtsmaßregeln steht der Beweis, daß die Erscheinungen sich w i e d e r h o l t finden. Wenn zwei unabhängige Besucher verschiedener Länder, z. B. im Mittelalter ein Mohammedaner in der Tartarei und ein moderner Engländer in Dahome oder ein jesuitischer Missionar in Brasilien oder ein Wesleyaner auf den Fidschiinseln in der Beschreibung irgendeiner Kunst oder eines Religionsbrauches oder einer Mythe bei dem Volke, das sie besuchen, übereinstimmen, so wird es schwierig, wenn nicht unmöglich, solche Übereinstimmungen dem Zufall oder einem absichtlichen Betruge zuzuschreiben. Gegen eine Erzählung eines Buschkleppers in Australien kann man vielleicht einwenden, daß sie auf Irrtum oder Erfindung beruhe, aber sollte ein Methodistengeistlicher in Guinea sich mit ihm ver-

schwören, das Publikum dadurch zu täuschen, daß er dort dieselbe Geschichte erzählt? Wie weit die Länder auseinander liegen, aus wie verschiedenen Zeiten die Berichte stammen, wie verschieden der Glaube und die Charaktere der Beobachter im Katalog der Zivilisationserscheinungen sind, bedarf keines Nachweises für denjenigen, der nur einen Blick auf die Noten dieses Werkes wirft. Und je seltsamer die Angaben sind, um so weniger wahrscheinlich wird es, daß mehrere Leute sie an mehreren Orten falsch gemacht haben sollen. Wenn dies richtig ist, so ist man berechtigt, anzunehmen, daß die Angaben in der Hauptsache wahr sind, und daß ihr genaues und regelmäßiges Zusammentreffen daher rührt, daß man ähnliche Tatsachen aus verschiedenen Kulturgebieten gesammelt hat. So stark ist in der Tat dies Mittel, die Glaubwürdigkeit einer Behauptung festzustellen, daß der Ethnograph in seiner Bibliothek bisweilen zu entscheiden wagt, nicht nur, ob ein einzelner Forscher ein betrügerischer oder ein ehrlicher Beobachter ist, sondern auch, ob das, was er berichtet, mit den allgemeinen Regeln der Zivilisation vereinbar ist. Non quis, sed quid (Anfänge der Kultur I, 8). Daß Tylor namentlich für die vergleichende Religionsgeschichte durch die geschickte Verwertung des survival, des charakteristischen Überlebsels, glückliche Erfolge erzielt hat, sei hier nur beiläufig bemerkt. Die ganze Bedeutung des Analogieschlusses kann erst zutage treten, wenn Sammlungen vorliegen, die den Erdball umspannen, und schon aus diesem Grunde war der Mahnruf Adolf Bastians, noch rechtzeitig vor der verheerenden Sturmflut europäischer Zivilisation zu retten, was unentweiht und ursprünglich war, nur zu gerechtfertigt. Die Reisewerke unserer ethnographischen Forscher bleiben somit bei aller gelegentlichen Unvollständigkeit und Unzulänglichkeit die Hauptquelle für jede vergleichende rechtswissenschaftliche Untersuchung, was nachgerade auch in immer weiteren Kreisen rückhaltlos anerkannt wird.

Auf diese Weise ist das unendliche und noch im steten Wachstum begriffene Material der vergleichenden Rechtswissenschaft entstanden, das nunmehr der kritischen Bearbeitung nach den verschiedenen Gesichtspunkten und Rubriken unterzogen werden kann, und damit eröffnet sich dann wieder ein höchst interessanter Einblick in die Entstehung des Rechts, soweit dieselbe überhaupt sich wissenschaftlich feststellen läßt. Gerade das Recht, dies Knochengerüst der Menschheit, zeigt unwiderleglich die soziale Bedingtheit des Menschen, da es ganz und gar ein organisches Ergebnis geselliger Beziehungen und Verhältnisse ist und nicht, wie Rousseau und seine Anhänger meinten, sich auf individuelle Satzungen begründet. Soweit der kritische Blick in die nebelumsponnenen Vorzeiten zurückzudringen vermag, stellt sich uns stets das Bild einer sei es auch noch so dürftigen sozialen Organisation dar, und dies wird durch alle verläßlichen Reisebeschreibungen vollauf bestätigt. Dies gilt für alle großen sozialpsychischen Schöpfungen, also für Sprache, Recht, Sitte, Religion und Kunst, für das Recht aber noch im besonderen Maße, weil nicht, wie man annehmen sollte, die gleiche geistige Entwicklungshöhe auch dieselben rechtlichen Anschauungen erzeugt. Den schärfsten Beweis dafür, so folgert Post, daß das individuelle Rechtsbewußtsein kein biologisches, sondern ein soziologisches Produkt ist, liegt darin, daß es abgesehen von den Variationen, die es dadurch erleidet, daß es überhaupt Bewußtsein ist, also durch Alter, Geisteskrankheit usw., in seinem Inhalt durchaus bestimmt wird durch die Natur des sozialen Verbandes, in dem das Individuum lebt oder doch in welchem es groß geworden ist. Wäre dies nicht der Fall, so müßte das Rechtsbewußtsein des auf gleicher intellektueller Bil-

dungsstufe stehenden Franzosen, Deutschen, Russen, Chinesen identisch sein. Das ist aber keineswegs der Fall; es deckt sich nur insoweit, als die soziale Organisation sich deckt (Einleitung S. 20). Anderseits wäre es freilich völlig undenkbar, diesen Prozeß durchaus mechanisch auffassen zu wollen, so daß jede individuelle psychische Tätigkeit dabei wegfiele. Das Rechtsbewußtsein des einzelnen (ganz abgesehen davon, wie sich dasselbe bilden mag) ist und bleibt der lebendige Faktor für die Gestaltung rechtlicher und sittlicher Ideen, so daß Post diese Beziehung folgendermaßen begründet: Die kausale Analyse einerseits der psychologischen, anderseits der soziologischen Erscheinungen des Rechtslebens führt schließlich an einem Punkte zusammen, von dem die soziologischen Erscheinungen des Rechtslebens am letzten Ende auf Äußerungen des Rechtsbewußtseins von Individuen zurückgeführt werden können und anderseits das individuelle Rechtsbewußtsein seinem Inhalte nach wieder auf soziale Ursachen zurückgeht. So erscheint denn als letztes Problem einer allgemeinen Rechtswissenschaft das individuelle Rechtsbewußtsein; eine vollständige Analyse desselben nach psychologischer und soziologischer Seite hin würde die Aufgabe einer allgemeinen Rechtswissenschaft lösen; es würde damit das Wesen des Rechtes klargestellt sein, soweit uns überhaupt unser menschliches Erkenntnisvermögen eine solche Klarstellung gestattet (vgl. Rechtswiss. S. 1).

Wir müssen es mit dieser skizzenhaften Beleuchtung bewenden lassen, jedes weitere Eingehen in das Detail, etwa auf einzelne Ergebnisse der vergleichenden Rechtswissenschaft, verbietet sich von selbst. Wie schon angedeutet, für eine unbefangene Prüfung des sich über alle Völker des Erdballs erstreckenden Materials ergeben sich bestimmte, über alle ethnographischen und chronologischen Schranken hinausgreifende Übereinstimmungen, die den Grundstock des früher aus vorschneller beschränkter Generalisierung entsprungenen a l l g e m e i n Menschlichen ausmachen. Deshalb ist auch das Studium der Naturvölker von so ausschlaggebender Bedeutung, weil sie uns die psychologische Analyse der eigenen Kultur erst ermöglichen. Die Geschichte dieser sozialen Entwicklung enthält somit zugleich die Geschichte des menschlichen Geistes auf den einzelnen Stufen seiner Entfaltung, besonders für die religiösen, sittlichen, rechtlichen und künstlerischen Anschauungen. Wir lernen den Menschen in seiner ungebrochenen Einheit durch die unmittelbare Wechselwirkung mit seiner Umgebung verstehen, während er sonst in abstrakter Isolierung von diesem Nährboden für uns ein ungelöstes Rätsel bleibt. Hierdurch werden wir endlich auch zu der wahren Toleranz erzogen, die dem Durchschnittsmenschen schon deshalb fremd ist, weil er von Vorurteilen befangen ist. Gefühle und Gemütserregungen mögen im gewöhnlichen Leben und Verkehr unentbehrlich sein, die strenge, nüchterne Wissenschaft hat, wie Post mit Recht erklärt, damit nichts zu schaffen. Die individuelle Wertschätzung ist ein ganz schwankender Faktor, der jede streng wissenschaftliche Behandlung des ethnologischen Gebietes unmöglich macht. Sittliche Entrüstung der Ethnologen darüber, daß ein Volk ehelos lebt, daß es dem Kannibalismus huldigt, daß es Menschenopfer bringt, daß es seine Verbrecher spießt oder rädert, trägt gar nichts zur Lösung ethnologischer Probleme bei; sie verwirrt nur den Kausalzusammenhang der ethnischen Erscheinungen, dem der Ethnologe mit dem kalten Auge eines Anatomen nachzuspüren berufen ist.

# FERNAND MAZADE: DIE PHOTOGRAPHIE UND IHRE ENTWICKLUNG.

ALS 1816 Niepce und Daguerre auf die metallene Platte oder auch auf geschliffenes Glas das Abbild der Gegenstände, wie sie sind, projizierten, da ahnten sie bei aller Hochwertung ihrer Entdeckung nicht, welch rasche und in den Erfolgen wunderbare Entwicklung dieselbe nehmen werde.

Heute begnügt sich die Photographie nicht mehr, die Oberfläche der Erde sich in ihrer Totalität untertan zu machen: Weder die Welt zu unsern Häupten noch die Tiefen der Meere verhüllen ihr weiter ihre Geheimnisse.

Es ist bekannt, daß man in allen bedeutenderen meteorologischen Anstalten der beiden Hemisphären Flug und Form der Wolken in photographischen Serien festhält, um auf Grund dieser Dokumente eine neue Basis für die Wetterkunde zu schaffen. Über die Wolken empor noch reicht die Kraft des Projektils: hellsehender als das menschliche Auge nimmt es Lichtstrahlen wahr, die dem Astronomen das Dasein unvermuteter Welten kundgeben, Sterne, deren Licht seit dem Anfang der Dinge auf der Wanderung zu uns begriffen sind, trotz einer Geschwindigkeit von etwa 100 000 Meilen in der Sekunde aber noch nicht in unsere Sicht gelangten.

Unten im Meer wieder ist es das Leben der Tiefsee, das die Platte empfängt. So mancher Fische niedriges Dasein in 50 m Tiefe wurde mit M. Boutans Apparat, trotz Trichtern und Strudeln, abgeknipst: die einen, mit ihren Bärten im Sande wühlend, andere, inmitten der langen Algen weidend. Ansichten aus den Tiefen der Bai von Banyule, unter Zuhilfenahme sowohl von elektrischem als auch Magnesiumlicht aufgenommen, zeigen uns Geißbrassen, rote Meerbarben und anderes Getier, von Nord und Süd hergelockt durch eine Glaskugel, die Herr Boutan unterseeisch befestigt und mit Meerigeln und Ringelwürmern angefüllt hat. Ach! aber die Kugel ist verschlossen und entsetzlich die Tantalusqual der lüsternen Flosser. Das ist lehrreich und ergötzlich. Und wie lange wird es noch dauern, so werden wir den Liebschaften, Kämpfen und Mittagsschläfchen der wilden Haie anwohnen. Die neue Art, den Ozean zu erforschen, wird uns über diese so seltsam fremde Fauna zweifellos die merkwürdigsten Neuigkeiten melden.

Weniger entfernt von uns als die Weiten des Himmels, die Tiefen des Meeres, rings um uns herum vollbringt die Photographie Wunder und Werke.

Nicht nur ist es den Jüngern Daguerres gelungen, aus der nackten Wiedergabe des Gegenstandes mit Hilfe von Lichtschirmen, Reflektoren, künstlichen Lichteffekten wahrhaft ästhetische Bildwerke zu machen oder durch einen einzigen Fingerdruck kilometerweite Strecken mit jeder Terrainerhebung, jedem Haus und Baum, jeder kleinsten Einzelheit aufs schärfste darzustellen, nicht nur sind die mit den besten Bildern ausgestatteten Bücher heute für jedermann um billigstes Geld zu haben: allüberall ist heute bekannt, daß auch gewisse Strahlen selbst die undurchsichtigen Körper durchleuchten. Die Gewebe bis zum Skelett durchdringend, erleichtern sie die medizinische Diagnose, gestatten sozusagen die Vivisektion des Menschen.

Noch früher, als Röntgen mit seinen X-Strahlen, trat Prof. Marey mit seiner chronophotographischen Flinte hervor.

Alles in der Natur ist Regung. Die Wolke, die eilt, der Fisch, der schwimmt, das Herz, das schlägt, alles bewegt sich. Unsere Sinne nehmen es wahr. Weniger können wir selbst uns von der um soviel langsameren Bewegung des Wachsens der Lebewesen und gar nicht von den noch langsameren Verschiebungen eines Gletschers oder der Ausdehnung fester Körper durch die Wärme Rechenschaft geben. Andererseits muß die Bewegung, die wir gut wahrnehmen sollen, eine gewisse Langsamkeit aufweisen, die unser Auge die einzelnen Phasen noch erkennen läßt. Der Künstler kann keine Gesten bildlich darstellen, deren Schnelligkeit über ein sehr beschränktes Minimum hinausgeht. Der Tanz, die Fechtkunst, der Boxkampf, das Turnen so gut wie der Schritt sind in den Werken der bildenden Kunst durch unzutreffende, konventionelle Posen ausgedrückt. Gewiß, die Genauigkeit ist vom ästhetischen Standpunkt nicht unumgänglich notwendig; für Zwecke der Wissenschaft ist alles Beiläufige unbrauchbar. Das wissenschaftliche Bild der Bewegung ist also die genaue Darstellung ihrer Dauer und ihrer Phasen.

Wie bewegt sich ein Körper, der sich bewegt? In welchen Zeitabschnitten verändert sich um wieviel welcher Teil des Ganzen? ... Das Problem wurde lange mittelst mechanischer Registrierapparate studiert; gelöst hat es erst die Photographie: die Chronophotographie.

Janssen hatte als erster die Idee, automatisch zu einer Serie rasch einanderfolgender Aufnahmen zu gelangen, und zwar um das Vorrücken der Venus vor die Sonne in seinen Anfangsstadien zu bestimmen. Kurze Zeit darauf konstruierte Marey, um dem Vogelflug photographisch beizukommen, den er schon einige Jahre hindurch studiert hatte, eine Art von Flinte. In dem umfangreichen Lauf steckte das Objektiv. An Stelle der Batterie umschloß eine zylindrische Dunkelkammer, welche automatisch funktionierte, eine um sich selbst drehbare empfindliche Platte (rund oder zwölfeckig) und einen Verschließer, der mit dem gleichen Uhrwerk wie jene in Verbindung stand. War der Vogel aufs Korn genommen und drückte man den Hahn ab, so spielte das Uhrwerk, und nach einer Reihe automatischer kleiner Platzveränderungen, während welcher vom Verschließer die Lichtempfindlichkeit jedesmal durchschnitten worden, bedeckten zwölf folgerichtige Bilder, in einer Zeitsekunde erhascht, den ganzen äußeren Umkreis der Platte.

Vom Erfolg seiner Erfindung getragen, brachte Marey jenen wundervollen Apparat zustande, der da gestattet, auf einem sich abwindenden häutchendünnen Bande unendlicher Länge 100, 1000, ja 25 000 Bilder in der Sekunde zu photographieren. Dem Auge unerfaßbare Bewegungsphasen erschienen so auf dem dünnen Bromgrunde. Die Stellungen des Gehens, des Laufens, des Sprunges, das Flügelschlagen der Vögel, der Libellen, der Bienen, die Schwimmtempi der Aale, der Schildkröten, der Frösche, das Hin- und Widerspringen der Katze, des Kaninchens, die Gaskronen, von den Rauchgeschossen der Hagelableiter erzeugt, drückten sich zu unserem höchsten Erstaunen auf dem unendlichen Bande ab. Mit einem Spezial-Dispositiv chronophotographierte man Infusorien; die Bewegungen des Blutes in den kapillaren Gefäßen; die der Zoosporen im Innern der vegetabilischen Zellen der Konserven; die allmählichen oder unmittelbar erfolgenden Kristallbildungen des Salzes. Man unternahm es sogar, mit dem gleichen Apparat die Grundprinzipien der Lippenregung beim Sprechen festzusetzen: Der Erfolg ist ein so vollständiger gewesen, daß Taubstumme nach den Photo-

graphien ablesen konnten, was gesprochen worden war. Es begann damit: Ich liebe Sie.

Eine der Anwendungen der Chronophotographie ist heute allgemein verbreitet unter dem Namen des „Kinematographen". Die Methode beruht auf einer physiologischen Eigenheit unserer Netzhaut, welche uns keine Erscheinung vermittelt, die weniger als ungefähr eine Zehntelsekunde währt. Aus diesem Widerstande unserer Netzhaut entspringen gewisse optische Täuschungen: wir nehmen bei einem sich raschdrehenden Rade keine Speichen mehr wahr und sehen anderseits „geschweifte" Sternschnuppen. Es erhellt, daß, wenn man in gleichmäßigen Zwischenräumen zehnmal hintereinander während einer Sekunde ein und dasselbe Bild vor unserem Auge erscheinen und verschwinden macht, das letztere keine Unterbrechung im Sehen fühlt. Und führt man dem Auge bei der zehnmaligen Erscheinung während einer Sekunde jedesmal eine der nächstfolgenden Phasen einer bestimmten Bewegung vor, so wird unser Auge den Eindruck eben jener Bewegung als eines ungeteilten Ganzen empfinden. In den Kinematographen von ehemals (zwar handelt es sich bei diesem „ehemals" überhaupt wohl erst um vier oder fünf Jahre) entrollte sich in einem von hinten aus stark erleuchteten Lichtbilderapparat ein ungefähr 15 m langes und 3 bis 5 cm breites Band, auf dem die verschiedenen Szenen abgedruckt waren, mit 800 bis 900 Aufnahmen die Minute, das macht dreißig die Sekunde.

Mehr und mehr wurden die überquellenden Möglichkeiten revidiert, rektifiziert, das Werk als solches aber der Vollkommenheit angenähert.

◈

Ja, gewiß! Einst, und wenn das Einst auch erst von gestern ist, war der Kinematograph eine kleine Kuriosität, eine unbedeutende „Laterna magica", ein einfaches Kinderspielzeug. Heute ist er eine nicht zu übergehende Tatsache, sagen wir es gleich: ein kolossales Ereignis. Er ist ja fast das Theater selbst.

Umsichtige Gewerbsleute haben Ateliers errichtet, förmliche Fabriken etabliert; Künstlertruppen, Pierrots und Kolombinen, Tänzerinnen und Akrobaten, Possenreißer und Reiterinnen grimassieren und karakolieren da vor einer völligen Batterie eingestellter Objektive, arbeiten an der Verewigung von Werken wilder Einbildungskraft, berauschend lächerliche Szenen zermalmender Unsinnigkeiten, die, auf Kilometern, auf englischen, auf deutschen Meilen, auf Wersten von Häutchenband ausgebreitet, zu allen Rassen der Erde auswandern, um den Leuten die Köpfe wirbeln zu machen. Die Berber und die Hindus, die Turanesen, die Negroiden und die Rothäute haben Herrn Gugusses Konterfei Fußtritte von hinten bekommen sehen und Fräulein Lulu, Ballerine, in effigie das Bein heben.

Übrigens begnügt man sich bei weitem nicht damit, bloß sozusagen „Phantasiestücke" auf die Rolle zu knipsen; auch geographische, physikalisch-geographische, sittengeschichtliche Häute fabriziert man mit unvergleichlichem Eifer und einer löblichen Weitherzigkeit. Tag für Tag werden die Späher hinausgesandt mit der einen Hoffnung, ihre eindrucksfähigen Streifen sich der Aufnahme der Schlangenspeier, der Krokodile, der Elefanten des äquatorialen Afrikas und der Wale, der Robben und der Fettgänse Spitzbergens darbieten lassen zu dürfen. Und nicht genug, daß wir, auf einem Fauteuil sitzen bleibend, aller Herren Länder und ihr naturgegeben Eigentümliches vor uns lebendig

werden sehen; auch von eben Geschehenem, einem Ereignis von gestern, das man in der Morgenpost gelesen, ja, bevor man es gelesen, wird man zum Augenzeugen gemacht: es breche morgen der Krieg im Orient aus, und übermorgen werden wir Bulgaren und Türken, Österreicher und Serben in England, in Belgien, in Rußland und Frankreich und Spanien, ja vielleicht sogar in Portugal und Norwegen einander die Ohren zausen sehen. Und das ist ungeheuerlich, das ist sinnverwirrend; das genannte Beispiel allein würde den neuen Kult erklärt erscheinen lassen, der sich in die Herzen aller Völker im Sturm den Einlaß erzwang: den Kult des Kinematographen.

Allen Mißbrauch, der mit der Kinematographenwut, besonders in der Unschonung der kindlichen Zuschauer, leider großwuchs, beiseite gelassen, ist das Ereignis einer solchen Schöpfung ein neuer Beweis dafür, daß dem Menschengeist nichts unmöglich ist.

Mehr und mehr wird auch in volkserziehlicher Hinsicht der Kinematograph seinen Platz behaupten. Er wird, statt dem Schmutz eine weitere und wohl unnötige Ablagerungsstätte zu bieten, vielmehr das Schönheitsgefühl der Massen anzuregen und zu entwickeln haben, wie es ehemals dem griechischen Theater oblag; darüber aber noch hinaus wird es dem Kinematographen vergönnt sein, durch innige Bekanntmachung, schon im Kindesalter, der verschiedenen Klassen miteinander ihnen ihre allmenschliche Gemeinschaft zum Bewußtsein zu bringen, die letzten Reste des Kastenwesens zu vertilgen, den Forderungen der neuen Zeit spielend, im Zeichen der Kindeseinfalt, zu Leben und Erfüllung zu verhelfen.

Für das Studium speziell der Naturwissenschaften ist der Kinematograph eine ganz einzige Errungenschaft, ja eine Fortentwicklungsbedingung geworden. Dank Mareys Chronophotographen, der 60 Bilder die Sekunde projiziert, indes das Menschenauge, wie oben erwähnt, nur deren sechsten Teil aufnimmt, kann man jeden Sekundenvorgang dem Lernenden, auf sechs Sekunden verteilt, vermitteln. Umgekehrt können wegen ihrer Langsamkeit für uns sinnlich nicht wahrnehmbare Prozesse, wie das Wachstum der Pflanzen, die Wärmeausdehnung der Körper, die Veränderungen des gestirnten Himmels, nachdem sie chronophotographiert wurden, uns sichtbar gemacht werden.

Auch wird der Kinematograph den medizinischen Unterricht erleichtern. Vor einigen Monaten begann Prof. Walter Chase, Mitglied der Edinburger Medizinisch-chirurgischen Anstalt, seine Zuflucht zu ihm dem allmächtigen zu nehmen. Er ging von dem Gesichtspunkt aus, daß außer der Klinik und dem anatomischen Institut dem angehenden Mediziner zu seiner Ausbildung weiter nichts als die Beschreibung der Krankheit bleibt, die er entweder lesen oder sich vom Katheder herunter in mehr oder minder plastischen Vorträgen tradieren lassen muß. Dem wollte man durch Bilder und Photographien aufhelfen, doch bleiben sie alle in ihrer starren Reglosigkeit unvergleichlich hinter der instruktiven Wirkung, die heute durch das bewegliche Abbild der Natur geboten werden kann, zurück. Unter den Rollen des Dr. Chase sind der Epilepsie allein 500 m gewidmet und bedeutet das: 22 500 verschiedene Posen.

Um all seinem Rühmenswerten gerecht zu werden, sei auch erwähnt, daß sich zur Stunde Gesellschaften bilden, die den Kinematographen zur Darstellung nur von mustergültigen Werken der hohen Kunst, von berühmten Dichtern verfaßt und von ersten Kräften gegeben, benützen wollen;

M. Camille Saint-Saïns, Mitglied des Instituts von Frankreich, und M. Henri Lavedan von der Académie Française arbeiten bereits gemeinsam an einem der Stücke, die gemeint sind. Sie dürften der Ausgangspunkt einer illustren Reihe von Mitarbeitern am großen volkstümlichen Werke werden.

Überdies beginnt sich eine Begebenheit von nicht geringem Gewicht herumzusprechen. Die natürliche Farbengebung durch Photographie ist gefunden. Der glückliche Entdecker ist Mr. Albert Smith, ein Engländer. Ganz kürzlich hatte ich in der Salle des Ingenieurs civils die Genugtuung, der Demonstration von Herrn Smiths Prozedur beizuwohnen. Die Resultate schienen mir schlagend. Zwei, einen Tag alte Aufnahmen aus Brighton, Dieppe, Paris wirkten durch getreue Wiedergabe der Lokaltöne geradezu hinreißend. Das war nicht mehr die vom Farbendruck erborgte Unzulänglichkeit, das war die Wirklichkeit und ihr Schmelz!

Die Menschheit fühlt ihren Machtgewinn, ihre Ziele wachsen mit diesem stetig.... Alte Mythen wachen auf ... Indische Mythen von der endlichen Vergeistigung .....

## DR. H. REUCHLIN, KÖLN: TECHNISCHER FORTSCHRITT UND SEINE SOZIALPOLITISCHE BEDEUTUNG IN DER EISENINDUSTRIE.

UNSER Zeitalter ist das der Maschine. Diese Benennung gilt nicht nur von der technischen Seite der jetzigen Volkswirtschaft, sondern von ihrer Gesamtheit schlechtweg. Und doch wird das Wesen der Sache mit diesem Namen nicht erschöpft, das in dem Bestreben liegt, immer vollendetere, kompliziertere und doch in ihrem Erfolg billigere Methoden und Arbeitsprozesse anzuwenden, welche bei gleicher oder meist geringerer Kraftaufwendung doch Größeres und Besseres leisten. Man will möglichst überall menschliche Arbeit sparen und sie durch mechanische Kraft und die Kraftmaschine ersetzen. Dabei unterscheidet man Werkzeug und Maschine. Ersteres ist nur ein technisches Arbeitsmittel, das den Arbeitsprozeß fördert und erleichtert, aber der Hand und dem Kopf des Arbeitenden doch Sekunde für Sekunde die Ausführung überläßt. Maschine dagegen nennen wir das technische Arbeitsmittel, das Naturkräfte und ein System kombinierter Werkzeuge nötigt, nacheinander bestimmte Bewegungen auszuführen, so daß dem Menschen nur die Überwachung und allgemeine Leitung des Arbeitsprozesses bleibt, die meist nur in einer Summe kleiner, mechanischer Handgriffe besteht. In der Ausschaltung menschlicher Arbeit durch Maschinen liegt der springende Punkt der neueren Entwicklung, welche deshalb auf die Bezeichnung Maschinenzeitalter berechtigten Anspruch hat. Heute sind ortsfeste Dampfmaschinen, Lokomobile, Schiffsmaschinen der Binnenschiffahrt und Lokomotiven zusammengefaßt, in Preußen allein fast 13 Millionen Dampfmaschinen-PS tätig. Das bedeutet: auf je 100 Einwohner

kommen etwa 36 PS. Aber uns interessiert heute nicht die Geschichte der Entwicklung des technischen Fortschrittes, sondern vielmehr die Frage nach der Einwirkung des technischen Fortschrittes auf das Kulturleben der großen Mehrzahl des Volkes in den Ländern, wo diese Fortschritte zur Anwendung gelangt sind. Also kurz: Welche Bedeutung hat die technische Entwicklung auf sozialem Gebiet?

Es liegt in der Natur der Sache, daß sich die Wissenschaft mit diesem Problem erst seit einigen Jahrzehnten befaßt. Doch kann hierin kaum die Ursache für die verschiedensten Antworten auf diese Frage gefunden werden. Während wir auf der einen Seite dem größten Optimismus begegnen, finden wir auf der anderen die Meinung vertreten, daß dieser technische Fortschritt zu einer großen Verschlechterung unserer sozialen Zustände geführt habe. Der amerikanische Nationalökonom George behauptet in seinem Buche „Fortschritt und Armut", daß der technische Fortschritt von immer größerer Armut der Bevölkerung begleitet sei. George versteigt sich sogar zur Behauptung, daß die Erfinder und Vervollkommner der Dampfmaschine das Ergebnis ihrer Forschungen vernichtet haben würden, wenn sie gewußt hätten, welch große Arbeitskrisen, Entbehrungen und Sorgen unter den arbeitenden Klassen dadurch angerichtet würden. Denselben Standpunkt vertritt der Russe Tolstoi in seinem Buche: „Die Sklaverei unserer Zeit." Aber wenn wir als praktische Wirtschaftspolitiker auf Grund des reichen Erfahrungsmaterials, das über diese Frage aus allen Industrieländern vorliegt, eine von jeder Parteilichkeit und Voreingenommenheit sich freihaltende Antwort geben sollen, so sind wir durchaus berechtigt, ohne Gefahr zu laufen, des unberechtigten Optimismus geziehen zu werden, zu sagen: In allen Richtungen des gewerblichen Lebens hat sich eine bedeutende Besserung vollzogen.

Die Handarbeit kann in dem Augenblicke durch Maschinerie ersetzt werden, in dem sie auf bloße Routine reduziert worden ist, wo von Handgeschicklichkeit keine Rede mehr sein kann und wo der Arbeitsprozeß in eine Reihe einzelner Tätigkeiten zerlegt werden kann. Dabei darf nicht außer acht gelassen werden, daß der Kreis derartiger Möglichkeiten sich beständig erweitert, was besonders dadurch begünstigt wird, daß die einzelnen mechanischen Tätigkeiten in den verschiedensten Gewerben in ihrem Wesen ziemlich gleich sind. Daß die Errungenschaften der neuen Technik zuerst groberen, viel Kraftaufwand erfordernden Arbeiten dienstbar gemacht wurden, ist natürlich. Zuerst diente sie dem Bergbau, für den die Dampfkraft geradezu als Retterin aus der Not bezeichnet werden kann. Für eine Grube allein dienten oft 60, 80 und mehr Haspelknechte zur Wasserförderung und daneben waren noch 100 und für einige Gruben sogar bis 500 Pferde nötig, um des Wassers Herr zu werden, wozu noch ein ganzes Heer von Pferdejungen und Knechten kam. Viele Betriebe mußten wegen der hohen Betriebskosten verlassen werden. Und weiterhin ist bekannt, daß Bessemers Erfindung 1855 den Vorgang der Stahlerzeugung von 1½ Tagen auf 20 Minuten abkürzte. Nur mit Hilfe der Maschinen von vielen Tausenden PS. ist die Herstellung der riesigen Profileisen möglich geworden, die heute der Eisenhochbau für seine Bauten braucht; mit ihnen allein kann man daran denken, ungeheure Eisenmassen zu Panzerplatten zu formen. Ein deutscher Hochofen erzeugte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts 350 t jährlich. Heute dagegen 450—550 t in einem Tage, also in 24 Stunden mehr als vor einem halben Jahrhundert in 1¼—1½ Jahren. Und noch größere technische

M. Camille Saint-Saëns, Mitglied des Instituts von Frankreich, und M. Henri Lavedan von der Académie Française arbeiten bereits gemeinsam an einem der Stücke, die gemeint sind. Sie dürften der Ausgangspunkt einer illustren Reihe von Mitarbeitern am großen volkstümlichen Werke werden.

Überdies beginnt sich eine Begebenheit von nicht geringem Gewicht herumzusprechen. Die natürliche Farbengebung durch Photographie ist gefunden. Der glückliche Entdecker ist Mr. Albert Smith, ein Engländer. Ganz kürzlich hatte ich in der Salle des Ingenieurs civils die Genugtuung, der Demonstration von Herrn Smiths Prozedur beizuwohnen. Die Resultate schienen mir schlagend. Zwei, einen Tag alte Aufnahmen aus Brighton, Dieppe, Paris wirkten durch getreue Wiedergabe der Lokaltöne geradezu hinreißend. Das war nicht mehr die vom Farbendruck erborgte Unzulänglichkeit, das war die Wirklichkeit und ihr Schmelz!

Die Menschheit fühlt ihren Machtgewinn, ihre Ziele wachsen mit diesem stetig.... Alte Mythen wachen auf ... Indische Mythen von der endlichen Vergeistigung .....

## DR. H. REUCHLIN, KÖLN: TECHNISCHER FORTSCHRITT UND SEINE SOZIALPOLITISCHE BEDEUTUNG IN DER EISENINDUSTRIE.

UNSER Zeitalter ist das der Maschine. Diese Benennung gilt nicht nur von der technischen Seite der jetzigen Volkswirtschaft, sondern von ihrer Gesamtheit schlechtweg. Und doch wird das Wesen der Sache mit diesem Namen nicht erschöpft, das in dem Bestreben liegt, immer vollendetere, kompliziertere und doch in ihrem Erfolg billigere Methoden und Arbeitsprozesse anzuwenden, welche bei gleicher oder meist geringerer Kraftaufwendung doch Größeres und Besseres leisten. Man will möglichst überall menschliche Arbeit sparen und sie durch mechanische Kraft und die Kraftmaschine ersetzen. Dabei unterscheidet man Werkzeug und Maschine. Ersteres ist nur ein technisches Arbeitsmittel, das den Arbeitsprozeß fördert und erleichtert, aber der Hand und dem Kopf des Arbeitenden doch Sekunde für Sekunde die Ausführung überläßt. Maschine dagegen nennen wir das technische Arbeitsmittel, das Naturkräfte und ein System kombinierter Werkzeuge nötigt, nacheinander bestimmte Bewegungen auszuführen, so daß dem Menschen nur die Überwachung und allgemeine Leitung des Arbeitsprozesses bleibt, die meist nur in einer Summe kleiner, mechanischer Handgriffe besteht. In der Ausschaltung menschlicher Arbeit durch Maschinen liegt der springende Punkt der neueren Entwicklung, welche deshalb auf die Bezeichnung Maschinenzeitalter berechtigten Anspruch hat. Heute sind ortsfeste Dampfmaschinen, Lokomobile, Schiffsmaschinen der Binnenschiffahrt und Lokomotiven zusammengefaßt, in Preußen allein fast 13 Millionen Dampfmaschinen-PS tätig. Das bedeutet: auf je 100 Einwohner

kommen etwa 36 PS. Aber uns interessiert heute nicht die Geschichte der Entwicklung des technischen Fortschrittes, sondern vielmehr die Frage nach der Einwirkung des technischen Fortschrittes auf das Kulturleben der großen Mehrzahl des Volkes in den Ländern, wo diese Fortschritte zur Anwendung gelangt sind. Also kurz: Welche Bedeutung hat die technische Entwicklung auf sozialem Gebiet?

Es liegt in der Natur der Sache, daß sich die Wissenschaft mit diesem Problem erst seit einigen Jahrzehnten befaßt. Doch kann hierin kaum die Ursache für die verschiedensten Antworten auf diese Frage gefunden werden. Während wir auf der einen Seite dem größten Optimismus begegnen, finden wir auf der anderen die Meinung vertreten, daß dieser technische Fortschritt zu einer großen Verschlechterung unserer sozialen Zustände geführt habe. Der amerikanische Nationalökonom George behauptet in seinem Buche „Fortschritt und Armut", daß der technische Fortschritt von immer größerer Armut der Bevölkerung begleitet sei. George versteigt sich sogar zur Behauptung, daß die Erfinder und Vervollkommner der Dampfmaschine das Ergebnis ihrer Forschungen vernichtet haben würden, wenn sie gewußt hätten, welch große Arbeitskrisen, Entbehrungen und Sorgen unter den arbeitenden Klassen dadurch angerichtet würden. Denselben Standpunkt vertritt der Russe Tolstoi in seinem Buche: „Die Sklaverei unserer Zeit." Aber wenn wir als praktische Wirtschaftspolitiker auf Grund des reichen Erfahrungsmaterials, das über diese Frage aus allen Industrieländern vorliegt, eine von jeder Parteilichkeit und Voreingenommenheit sich freihaltende Antwort geben sollen, so sind wir durchaus berechtigt, ohne Gefahr zu laufen, des unberechtigten Optimismus geziehen zu werden, zu sagen: In allen Richtungen des gewerblichen Lebens hat sich eine bedeutende Besserung vollzogen.

Die Handarbeit kann in dem Augenblicke durch Maschinerie ersetzt werden, in dem sie auf bloße Routine reduziert worden ist, wo von Handgeschicklichkeit keine Rede mehr sein kann und wo der Arbeitsprozeß in eine Reihe einzelner Tätigkeiten zerlegt werden kann. Dabei darf nicht außer acht gelassen werden, daß der Kreis derartiger Möglichkeiten sich beständig erweitert, was besonders dadurch begünstigt wird, daß die einzelnen mechanischen Tätigkeiten in den verschiedensten Gewerben in ihrem Wesen ziemlich gleich sind. Daß die Errungenschaften der neuen Technik zuerst groberen, viel Kraftaufwand erfordernden Arbeiten dienstbar gemacht wurden, ist natürlich. Zuerst diente sie dem Bergbau, für den die Dampfkraft geradezu als Retterin aus der Not bezeichnet werden kann. Für eine Grube allein dienten oft 60, 80 und mehr Haspelknechte zur Wasserförderung und daneben waren noch 100 und für einige Gruben sogar bis 500 Pferde nötig, um des Wassers Herr zu werden, wozu noch ein ganzes Heer von Pferdejungen und Knechten kam. Viele Betriebe mußten wegen der hohen Betriebskosten verlassen werden. Und weiterhin ist bekannt, daß Bessemers Erfindung 1855 den Vorgang der Stahlerzeugung von 1½ Tagen auf 20 Minuten abkürzte. Nur mit Hilfe der Maschinen von vielen Tausenden PS. ist die Herstellung der riesigen Profileisen möglich geworden, die heute der Eisenhochbau für seine Bauten braucht; mit ihnen allein kann man daran denken, ungeheure Eisenmassen zu Panzerplatten zu formen. Ein deutscher Hochofen erzeugte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts 350 t jährlich. Heute dagegen 450—550 t in einem Tage, also in 24 Stunden mehr als vor einem halben Jahrhundert in 1¼—1½ Jahren. Und noch größere technische

Errungenschaften als mit der Dampfkraft sind vielfach mit der elektrischen Kraft erzielt worden.

Die Einführung der Dampfmaschinen in die Eisenindustrie hat erstens eine Verbesserung und Erleichterung der einzelnen Arbeiten zur Folge. So betrug bei den Hebemaschienn im Hüttenwerk die Leistung am Seil gemessen bei Druckluftaufzug mit Entleerung mittels Hand (1839): 3 PS., beim elektrischen Schrägaufzug mit selbsttätiger Entleerung (1900): 50 PS. Die stündliche Förderung war im ersten Falle 2 t, im zweiten Falle 80 t. Der Verkaufspreis von 1 t Roheisen stellte sich 1839 auf 160 Mark, 1900 dagegen nur auf 60 Mark. Während andrerseits die Höchstleistung der Göpelfördermaschine am Schacht gemessen 2 PS., an der Welle gemessen 3 PS. betrug, waren die entsprechenden Leistungen der Elektrofördermaschine 470 bzw. 1000 PS. Die stündliche Leistung war im ersten Falle 2,2 t, im zweiten 132 t. Die Gesamtbetriebskosten der Göpelfördermaschine pro Tonne geförderter Kohlen betrugen 0,25 Mark, die der Elektrofördermaschine 0,08 pro Kilometertonne. Einem Hochofen aus dem Jahre 1840 brauchten stündlich nur 2 t Erz und Kohle zugeführt werden, die auf eine Höhe von 12 m zu heben waren. Ein neuzeitlicher Ofen verlangt in der Stunde 80 t Erz und Kohle und zwar auf eine Höhe von 30—40 m gehoben. Diese Leistung wäre ohne Maschinenkraft unmöglich und ohne Gichtaufzüge würden wir auf die geringe Eisenproduktion aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts angewiesen sein, die den dreißigsten Teil der heutigen betrug. Auch die großen Guß- und Schmiedestücke des modernen Maschinenbaus könnten nicht hergestellt werden, wenn nicht genau arbeitende Hebemaschinen zu ihrer Bewegung zur Verfügung ständen. Im Kruppwerk in Essen arbeiteten 1908 allein 608 Krane mit einer Gesamttragkraft von 6513 t.

Welche gewaltige technische Leistung bei wenig Menschenarbeit durch die neuzeitlichen Maschinen vollbracht werden kann, zeigt uns beispielsweise ein Bessemerwerk mit zwei Birnen von je 10 t Inhalt, die täglich 2000 t Stahl erzeugen. Alle 15 Minuten muß eine Birne entleert werden. Hiervon entfallen 4 Minuten auf das Füllen und Aufrichten der Birne, 9 Minuten auf das eigentliche Blasen, die übrigen 2 Minuten stehen zur Verfügung für das Senken der Birne, das Ausgießen des Stahles und der Schlacke und das Aufrichten in die Füllstellung. Für diesen ganzen Betrieb sind an Mannschaften erforderlich: 1 Gießmeister, 1 Birnensteuerer und 2 Steuerleute. Trotz der großen Geschwindigkeit, mit der die gewaltigen Massen bewegt werden, vollzieht sich alles mit größter Ruhe: ein überzeugender Beweis dafür, daß bei einem vollkommenen Maschinenbetrieb alle menschliche Handlangerarbeit ausgeschaltet ist, so daß der Mensch das Getriebe nur steuert und beherrscht, aber nicht ihm dient.

Welche Umgestaltung der technische Fortschritt im Walzwerkbetriebe geschaffen hat, zeigt besser als jede genaue Beschreibung das 1875 entstandene Bild von Adolf Menzel: Das Eisenwalzwerk. Da wird der aus den Walzen kommende Block von den Arbeitern noch mit Zangen aufgefangen und auf die Blockkarre geladen, die, von Hand geschoben, den Block zu dem nächsten Walzgerüst bringt. Irgendwelche Heb- und Transportvorrichtungen sind nicht vorhanden. Im Hintergrunde ist wohl ein eiserner Handdrehkran sichtbar, aber er dient nicht zum Transport der Walzstücke, sondern lediglich zum Auswechseln der Walzen. Kennzeichnend für die damaligen Verhältnisse sind der beengte Raum, die dürftige Beleuchtung, die große Arbeiterzahl im Vergleich zu den geringen Abmessungen des Walz-

werks, die mangelnde Fürsorge für die Unterbringung der abgelösten Arbeiter. Und der heutige Betrieb? Ein neuzeitliches Walzwerk mit Hebemaschinen erfordert zu seiner Bedienung 7 Mann gegen 23 im alten Werk mit Handlangerdienst. Der Handlangerdienst verlangt also Mehrkosten an Löhnen für 23—7 = 16 Mann, entsprechend einem Jahresbetrage von 27 000 Mark. Den Anlagekosten der Hebemaschinen im Werte von 51 000 Mark entspricht ein Betrag für Zinsen und Tilgung von rund 10 000 Mark. Außerdem beträgt die jährliche Zeitersparnis bei Walzenwechsel 1100 Stunden, die mit je 5 Mark Gewinn berechnet, einen Gesamtbetrag von 5500 Mark ergeben. Mithin arbeitet ein mit Hebemaschinen ausgestattetes Walzwerk jährlich um 27 000 — 10 000 + 5500 Mark = 22 500 Mark billiger als das mit Handlangerdienst.

Eine derartige Erleichterung der Produktionsbedingungen durch Maschinen hat notwendigerweise eine Verbilligung der Erzeugnisse zur Folge, die gerade in der Gegenwart besonders betont werden muß, da so viele Klagen über Preissteigerung und Preiserhöhung für alle möglichen Artikel laut werden. Die Preissteigerung wird vor allem durch zwei Faktoren bedingt, erstens ist es die Knappheit des Bodens und der Bodenschätze, deren Wirkung vor allem in der Erhöhung der Mietpreise in die Erscheinung tritt. Der zweite Faktor ist die Steigerung des Arbeitslohns und zwar nicht nur des Nominal-, sondern auch des Reallohns. Hätten demgegenüber die Fortschritte der Technik nicht preisverbilligend gewirkt, wäre es gar nicht denkbar, daß in früher nicht gekanntem Maße die weitesten Kreise der Bevölkerung so viele Manufakturartikel wie Eisen- und Stahlwaren usw. sich beschaffen könnten. Dazu kommt noch, daß sich hinsichtlich der Arbeitsleistungen für die große Mehrheit der gewerblichen Arbeiter eine doppelte Besserung vollzogen hat. Die Arbeit ist in zahlreichen Fällen eine geistig höherstehende geworden und ist nicht mehr so hart, aufreibend und ungesund wie in der Zeit des überwiegenden Handbetriebs. Es ist falsch, wenn man den Zustand des alten Handwerkerdaseins dem heutigen Fabriksystem gegenüber als idyllisch bezeichnet. Wohl haben einige Handwerker sich in einer sehr günstigen Lage befunden, die Mehrzahl hat aber zweifellos in der „alten guten Zeit" ein ärmlicheres Dasein geführt, als die meisten heutigen Fabrikarbeiter. Wenn man überhaupt einen Vergleich ziehen will, darf man nicht nur die selbständigen und zu Wohlstand gekommenen Handwerker der alten Zeit anführen, sondern auch die zahlreichen unselbständigen Handarbeiter, die in allen möglichen gewerblichen Betriebszweigen beschäftigt waren. Wenn man freilich einem Arbeiter im Walzwerk, der Tag für Tag nichts anderes zu tun hat, als einen Hebel auf- und abzuführen, einem Schlossermeister alten Schlages gegenüberstellt, dann fällt der Vergleich zu Ungunsten des ersteren aus. Aber diese ganze Gegenüberstellung gibt ein falsches Bild. Bedenkt man die zahlreichen, unselbständigen Handwerker aus der Zeit vor dem neuzeitlichen maschinenmäßigen Betrieb und zieht man zum Vergleich nicht einen ungelernten Fabrikarbeiter der eben geschilderten Art heran, sondern berücksichtigt vielmehr, wieviel komplizierte große geistige Anstrengung erfordernde höhere Arbeit in der modernen Industrie von vielen Arbeitern zu leisten ist, so wird man zweifellos einen Fortschritt in der Qualität der gewerblichen Arbeit feststellen müssen.

Die Frage nach der Wirkung der Maschinen auf die geistige Begabung kann wegen ihrer Verschiedenheit nicht allgemein beantwortet werden und deshalb schießen alle allgemeinen optimistischen und pessimistischen Urteile

übers Ziel hinaus. Gewiß hat die Maschinenarbeit gegenüber der Handarbeit vielfach die Tätigkeit des Arbeiters zu einer mehr mechanischen, automatischen herabgedrückt, aber andrerseits darf auch nicht vergessen werden, daß kompliziertere Maschinen die Nachfrage nach intelligenten Arbeitern erhöhen, daß sie zur Ordnung und Präzision, zum Nachdenken und zum Erwerbe technischer Kenntnisse zwingen. Je verwickelter der Mechanismus ist, desto mehr braucht man für die meisten Arbeiten in ihm verantwortliche, kenntnisreiche und kluge Arbeiter. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß wir in einer großen Anzahl unserer technisch hochstehenden Industrien Arbeiter haben, welche geistig, technisch, körperlich und moralisch den Vergleich mit den besseren Arbeitern aller Zeiten nicht nur aushalten, sondern übertreffen. Welche Anforderungen stellt beispielsweise die Dynamomaschine an die Geschicklichkeit, Sauberkeit und Ordnung des Arbeiters.

Die Maschinen haben die harte, den Menschen schwer belastende Arbeit des Bergmannes, des Stahl- und Walzwerkarbeiters, ja wohl aller Kategorien unendlich erleichtert. Überall ist die Arbeitszeit kürzer und regelmäßiger geworden, weil bei den unvollkommenen Motoren der älteren Zeit wegen Mangel an treibender Kraft die Arbeit oft unterbrochen werden mußte. Von diesem Gesichtspunkte aus ist die Nichteinführung von Maschinen oft geradezu schädlich.

Und die sozialpolitische Folge des technischen Fortschritts in der Eisenindustrie? Wenn aller Zweck der Maschine Ersparung menschlicher Arbeit ist, so kann darüber nicht wohl Zweifel sein, daß die neuere Maschinenentwicklung immer wieder Arbeitern ihre hergebrachte Arbeitsgelegenheit nahm. Dieser Prozeß wurde aber gemildert durch die langsame Verbreitung der Maschine und durch die rasche Ausdehnung vieler Gewerbszweige in den aufstrebenden Kulturstaaten. Nach einer Berechnung Webbs sollen infolge des technischen Fortschritts in der amerikanischen Eisenindustrie in den Jahren 1870—1890 33% Arbeiter überflüssig geworden sein. Aber all die so für die entlassenen Arbeiter erzeugte Not ist doch nur eine vorübergehende gewesen. Die folgende Generation sah sich in den blühenden exportierenden Staaten immer wieder einer durch die Gesamtentwicklung geschaffenen größeren Arbeitsnachfrage in anderen Berufszweigen gegenüber. In der deutschen Eisenindustrie ist im Durchschnitt die Nachfrage nach Arbeitskräften größer als das Angebot, Hunderten und Tausenden in anderen Gewerben überflüssig Gewordenen hat sie neuen Erwerb geboten. Weiterhin haben die Maschinen und die dadurch eintretende Verbilligung des Produktes einen viel größeren Verbrauch und Absatz ermöglicht. In dem vergrößerten Maschinenbetrieb, der durch den vermehrten Absatz notwendig wird, werden schließlich doch mehr Arbeitskräfte erforderlich als früher beim Handbetrieb. Wenn z. B. auch in der Eisenindustrie durch Einführung der Maschinen zuerst viele Handarbeiter überflüssig wurden, so hatte doch die Industrie selbst solche Ausdehnung gewonnen, daß nach kurzer Zeit die Zahl der verlangten Arbeitskräfte die alte Ziffer nicht nur erreichte, sondern sie sogar übertraf. Während nämlich 1861 der Verbrauch an Eisen auf den Kopf der Bevölkerung in Deutschland 25 kg betrug, wovon noch etwa die Hälfte eingeführt wurde, hat er im Jahre 1906 158 kg betragen. Die englische Roheisenerzeugung war um 1830 zehnmal so groß als 40 Jahre früher. Die Zahl der deutschen Arbeiter in der Roheisenproduktion ist in der Zeit von 1871 bis 1900 von 23 000 auf 34 000 gestiegen.

Da aber diese Wirkungen der Maschine nicht von heute auf morgen, sondern erst im Laufe eines längeren Zeitraumes hervortreten, haben die Handarbeiter, namentlich die in Gewerkvereinen zusammengeschlossenen der Einführung der Maschine heftigen Widerstand entgegengestellt. Mathias Stinnes ließ 1845 ein Dampfschleppschiff in Holland erbauen und eröffnete damit auf dem Rhein eine Schleppschiffahrt. Die braven Pferdetreiber aber schritten im Frühjahr 1848 zu einer anarchischen Selbsthilfe, indem sie sowohl auf preußischem wie hessischem und nassauischem Gebiete mit Gewehren und sogar mit aufgefahrenen kleinen Kanonen auf die vorüberfahrenden Schleppbote und deren Mannschaften scharfes Feuer eröffneten. Die Schiffe wurden dadurch gezwungen, den Dienst oberhalb Koblenz eine Zeitlang gänzlich einzustellen. Ähnliche Beispiele aus der englischen und amerikanischen Eisenindustrie sind massenhaft zur Hand. Der Kampf nahm dort besonders scharfe Formen an, als er von Anfang an ein Charakteristikum der Trade-Unions war. Das bekannte Ca'canny-System hat hierin seinen letzten Ursprung.

◈ ◈

◈

# EINE TECHNISCHE ZENTRALBIBLIOTHEK AN DER KGL. BIBLIOTHEK IN BERLIN UND DAS INTERNATIONALE INSTITUT FÜR TECHNO-BIBLIOGRAPHIE.

WIE wir der „Technischen Auskunft", der Monatsschrift des kürzlich begründeten Internationalen Instituts für Techno-Bibliographie*) entnehmen, wird jetzt ein lange gehegter Wunsch weiter technischer und industrieller Kreise endlich in Erfüllung gehen: die Schaffung einer möglichst vollständigen Sammlung der internationalen technischen Zeitschriften- und Bücherliteratur. Während die preußische Literatur durch die gesetzlichen Pflichtexemplare von der Kgl. Bibliothek lückenlos gesammelt werden konnte, findet sich an außerpreußischer und insbesondere ausländischer technischer Literatur so gut wie nichts an der ersten Bibliothek des Reiches. Man war deshalb bis jetzt in Berlin auf die Bibliotheken der Technischen Hochschule und des Kaiserl. Patentamtes angewiesen: ein Umstand, der zu einer stetig unangenehmer fühlbar werdenden Behelligung dieser eigentlich nur für die Angehörigen beider Institute bestimmten Bibliotheken durch Außenstehende führte. Hinzu kam, daß bei den genannten Bibliotheken ein Ausleihen an außerhalb Berlins Wohnende ausgeschlossen war, während die Kgl. Bibliothek bekanntlich einen außerordentlich umfangreichen Buchverkehr nach auswärts unterhält: ein Factum, das bei der Vergleichung ihrer Ausleihziffern mit denen der amerikanischen Präsenzbibliotheken nur oft ganz übersehen wird.

Die technische Zentralbibliothek tritt nicht ganz zufällig so kurze Zeit nach der Gründung des Internationalen Institutes für Techno-Bibliographie (Berlin W. 50, Spichernstr. 17) ins Leben. Sie steht mit ihm in enger Verbindung. Damit ist unseres Wissens zum ersten Male in Deutschland die

*) S. auch Heft 1 S. 76 und Heft 4 S. 337 dieser Ztschr.

prinzipiell höchst wichtige Verbindung von Zentralbibliothek und Zentralbibliographie geschaffen worden. Praktisch bringt das beiden Teilen den größten Nutzen. Das bibliographische Institut sammelt zunächst mit Hilfe seines Stabes von Fachleuten alle technisch-literarischen Informationen, läßt sich das Material dann durch den Buchhandel kommen, Referate aus fachmännischer Feder erstatten. Auf Grund dieser Sichtung kann dann die technische Zentralbibliothek ihre Anschaffungen in zweckdienlicher Weise vornehmen. Das zwischen der Kgl. Bibliothek und dem I. I. T. B. getroffene Abkommen, das nunmehr in Kraft tritt, sieht vor, daß die zurzeit etwa 600 technischen Fachzeitschriften, die das Institut durch seine Mitarbeiter bibliographisch bearbeiten läßt, ferner die Bücher- und Broschürenliteratur zunächst dem Institute zur Verfügung stehen. Das Institut ist dadurch der Hauptschwierigkeit der Materialbeschaffung enthoben: es ist nicht mehr ausschließlich auf die unentgeltliche Überweisung von Rezensionsexemplaren angewiesen, kann also das Material in großer Vollständigkeit seinen Mitarbeitern zur Berichterstattung zur Verfügung stellen. Soweit die preußische Literatur in Frage kommt, ist für die Beamten und Mitarbeiter des I. I. T. B. die Schaffung besonderer Arbeitsgelegenheiten in den Räumen der Kgl. Bibliothek vorgesehen.

# CHRONIK

**AUSGRABUNGEN in Griechenland.** Sowie durch die Befreiung Griechenlands von türkischer Herrschaft die Möglichkeit für neue Kulturarbeit daselbst gegeben war, traten sofort, zunächst fremde Mächte, dann aber auch die griechische Regierung selbst, an den Beginn archäologischer Studien heran, um die Kunst und Kultur der Antike immer schärfer zu beleuchten. Im Jahre 1846 wurde die französische Mission begründet, welche im Jahre 1852 bedeutsame Ausgrabungen in der Akropolis zu Athen vornahm und dann in den heiligen Städten Delos und Delphis die alten Heiligtümer bloslegte. Zu Delos wurden die Arbeiten im Jahre 1871 von Theophil Homolle begonnen und bis heute fortgesetzt. Eine große Anzahl von Bildwerken wurde zutage gefördert, alle von gleicher Höhe, mit großer Eleganz ausgeführt, mit leichten Stoffen fein bekleidet. Als es mit der Zeit schien, daß die Einkünfte der Mission für die Fortsetzung der Arbeit nicht mehr ausreichen würden, wurde von seiten des Duc de Loubat, korrespondierenden Mitgliedes der französischen Akademie, eine Summe von 50 000 Fr. pro Jahr der Mission zur Verfügung gestellt. Nunmehr konnte man an Unternehmungen im großen schreiten, und eben jetzt ist man im Begriffe, einen Tempel des Zeus Poleus freizulegen sowie auch die Priestergebäude um den Apollotempel der Insel Delos und einen Teil der Stadt. Aus den Ausgrabungen geht hervor, daß der Handel der Inselbewohner sich allmählich gewandelt hat, daß der Detailhandel zu einem Transithandel über See geworden und die Magazine der Kleinhändler durch Docks der großen Kommissionäre ersetzt wurden. Diesen Wandlungen des Handels entsprach denn auch die Vergrößerung der Stadt und ihre Ausdehnung nach Süden. Schon heute hat man sie zum großen Teil freigelegt, aber erst in einigen Jahren wird sie völlig

wieder vor unsern Blicken erstehen. Diese Neugeburt wird für Griechenland sein, was Pompeji und Herculanum für Italien sind: Sie wird Tausende von Besuchern anziehen, die kommen werden, dieses alte Zentrum griechischer Kultur zu betrachten.

In D e l p h i waren große Schwierigkeiten zu überwinden, wenngleich das Ziel ein noch größeres war. Ein ganzes Dorf mit 1800 Einwohnern, das auf der Stelle des alten Tempels stand, mußte abgebrochen werden, und erst im Jahre 1891 kam ein Staatsvertrag zwischen der griechischen und französischen Regierung zustande, demzufolge die französische Republik auf eigene Kosten die delphischen Ausgrabungen übernahm. Unter Leitung von Theophil Homolle wurden diese sofort begonnen, die „Heilige Straße" wurde in ihrer ganzen Ausdehnung vom Stadteintritt bis zum Tempel freigelegt; die Theater und Thermen traten zutage und viele Studien und Kunstwerke aus dem 4. und 5. Jahrhundert wurden gefunden.

Im Jahre 1874 tat auch Deutschland das Seinige und begründete eine archäologische Mission zu Athen. Diese trat an die Verwirklichung einer Idee von Ernst Curtius heran und begann Ausgrabungen zu Olympia. Dank der Unterstützung Kaiser Friedrichs konnte sie ihren Plan auf Staatskosten durchführen. Die Resultate ergaben Herrliches: 130 Statuen; 13000 Bronze-Objekte; 6000 Münzen; 400 Grabinschriften; unzählige Terrakotta-Gefäße und 40 größere Denkmäler wurden der Gegenwart geschenkt. Die wichtigste unter all diesen Entdeckungen aber war die Statue des Hermes, der das Kind Dionysos trägt: ein wunderbares Werk von Praxiteles, das für die Kunstgeschichte von hervorragender Bedeutung ist, da man bis jetzt kein Originalwerk dieses Künstlers besaß, der einstimmig an Seite von Phidias als bedeutendster Künstler der Antike anerkannt wird.

Nachdem Frankreich und Deutschland vorangegangen, folgten auch die andern Staaten: England, Amerika und Österreich. Die englische Schule widmete sich besonders den Nachforschungen in Kreta, und es gelang ihr, eine große Anzahl prähistorischer Gegenstände aufzudecken. Die Töpferwaren, die sich dort finden, ermöglichten es, eine chronologische Folge der Töpfereientwicklung Griechenlands und damit auch eine Chronologie des Wandels der dekorativen Stile vom ersten Beginn der Zivilisation bis zum Beginn der historischen Epoche festzulegen. Die englische Schule zieht diese archäologischen Studien der Vorzeit, des griechischen „Mittelalters", des romantischen Heldenzeitalters, dem Studium der eigentlichen, klassischen Blütezeit vor und hat durch diese Beschränkung auf ein Spezialgebiet auf ihm so Hervorragendes leisten können. Die amerikanische Schwesterschule wieder hat sich besonders in Korinth und Klein-Asien betätigt; die österreichische Schule wie England auf Kreta.

Die griechische Schule hat in Athen selbst bedeutende Ausgrabungen veranstaltet, ebenso in Eleusis. In einer langen Reihe von Arbeiten fanden sich dort eine große Anzahl von Grabinschriften, die uns über die Geschichte des Heiligtums und die Einzelheiten seiner Verwaltung informieren. Heilige Fresken wurden zutage gefördert, die Demeter darstellend, wie sie das Getreide in Händen hält, das der Erde ein Kleid geben soll; eines der bedeutendsten Meisterwerke der hellenischen Kunst unmittelbar vor Phidias, in dem die Feinheit der Ausführung und die leichte Grazie der Bewegungen den feinsten Geschmack verraten.

Alle diese Missionen bilden heute zu Athen eine künstlerische Kolonie,

die einer wahren, internationalen Akademie gleichzuachten ist. Durch die Frucht ihrer Arbeit wurden die griechischen Museen noch ungemein bereichert, so daß sie heute wohl nirgend ihresgleichen haben. Auch der Umfang der Studien wurde, besonders dank der englischen Mission, von der geschichtlichen auf die vorgeschichtliche Periode erweitert. Nicht nur die Kunstgeschichte, sondern auch die Kulturgeschichte als solche haben aus ihr großen Vorteil gezogen. Auf Grund dieser Ausgrabungen ist es nun auch möglich, eine vergleichende Studie zwischen griechischen und römischen Meisterwerken anzustellen, indes man früher die letzteren für reine Kopien der ersteren hielt. Heute sieht man, welche Wandlungen Griechenlands Traditionen im römischen Kulturmilieu gefunden haben, und kann den reinen Typus der griechischen Schönheit durch Abstrahierung von ihnen wiederherstellen. Die vielen Töpfereiwaren, die gefunden wurden, haben ihrerseits auf das Problem des Ursprungs der Griechen neues Licht geworfen, und die vielen neuentdeckten Grabinschriften ermöglichen uns, das private, religiöse und politische Leben der alten Hellenen in voller Plastik zu erfassen. Unsere Generation, vertreten durch die einheitliche Arbeit der Kulturvölker, hat sich ihrer Mission gegenüber dem Studium der Antike auf griechischem Boden würdig erwiesen.

*Emil Hollenfeld*, Athen.



**Atlantische Studien.** Auf dem internationalen Geographenkongreß zu Genf wurde auf Anregung des Professors O. Pettersson, Stockholm, eine Resolution angenommen, welche die physikalische und biologische Erforschung des Atlantischen Ozeans fordert; dieselbe sei sowohl im Interesse der Fischerei und der Schiffahrt, wie auch der wissenschaftlichen Witterungskunde notwendig. Bis jetzt hat man überwiegend bloß an den europäischen und afrikanischen Küsten Tiefseeforschungen angestellt, während solche in den Golfstromgebieten der amerikanischen Ostküste besonders gewichtige Probleme aufrollen würden. Nur sie könnten feststellen (wie Dr. L. Mecking in der Vossischen Zeitung ausführte), welches eigentlich die letzten Ursachen des eigenartig warmen Klimas der europäischen Westküste sind, das in der norwegischen Stadt Tromsoe unter dem 69. Breitegrade noch das Gedeihen blühender Wälder ermöglicht, während überall sonst in der Welt unter demselben Breitegrade alles unter ewigem Eise begraben liegt. Insbesondere auch die Ursachen der zeitweiligen Wärmevariationen des Golfstromes, die für die anliegenden Länder von so großer Wichtigkeit sind, müßten durch Tiefseeforschung im Westatlantischen Ozean festgestellt werden.

Ebenso ist die Erforschung der physikalischen Zustände des Meerwassers für Fischereizwecke von großem Wert. Es wurde festgestellt, daß der Ertrag des Heringsfanges an den Küsten Schwedens in manchen Jahren ganz ausblieb, und man fand, daß die Heringsschwärme an Wasserschichten von bestimmtem Salzgehalt gebunden seien.

Eine Erforschung aller dieser Probleme hat daher eine überaus praktische Bedeutung; man beschloß, nicht bloß an die europäischen Nationen, sondern auch an diejenigen von Nord- und Südamerika wie auch Südafrika mit der Bitte um Unterstützung des großen Werkes heranzutreten, worauf fast alle in Betracht kommenden Staaten Schiffe und den dazugehörigen Apparat zur Erforschung ihrer Küsten zur Verfügung stellten.

Besonders auch die meteorologische Seite des Problems zieht viele wissenschaftliche Kreise an, man will nicht bloß das Meer, sondern auch die Luftschichten über demselben erforschen und so tatsächlich einen exakten Hintergrund für die Erforschung der Kausalgrundlagen der Wetterbildung in Europa, die ja wesentlich durch die Verhältnisse im Atlantischen Ozean bestimmt ist, finden.

◈

**Eine etnographische Entdeckung.** Der britische Gouverneur der zentralafrikanischen Kolonie Uganda, Mr. Hesketh Bell, kehrte jüngst von einer ausgedehnten Inspektionsreise zurück und gibt in einer vom englischen Kolonialamte veranstalteten Veröffentlichung die Ergebnisse derselben bekannt.

Im Osten der Kolonie fand er ein Land (Bukedi = Land der Nackten), das überaus fruchtbar und dicht bewohnt ist. Die dort ansässigen Stämme haben es bis zu einem hohen Grad landwirtschaftlicher Technik gebracht und tatsächlich fast jedes Stück Erde der Bearbeitung zugeführt. Auch das Privateigentum an Grund und Boden ist bei diesen Stämmen zu stark ausgeprägter Entfaltung gekommen und Grenzsteine trennen alle Grundstücke. Auch die Ehe ist bei ihnen scharf ausgebildet, und die nördlichen Bukedi gehen so weit, ihre Ehegattinnen durch eine ganz einzigartige Maßregel gegen mögliche Angriffe zu schützen. Alle jungen unverheirateten Burschen müssen in eigenen Wohnstätten, die auf Pfälen errichtet sind, schlafen; der Zugang zu denselben ist nur durch Leitern möglich, und allabendlich werden diese, nachdem alle Burschen ihr Nachtlager aufgesucht haben, entfernt. Unter die Wohnstätte wird feine Asche gestreut, so daß Fußstapfen solcher Burschen, die sich etwa nachts entfernen wollten, sichtbar gemacht würden.

Alles dies ist gewiß ein eigenartiger Beweis dafür, daß auch ein Volk, bei dem die nahezu völlige Nacktheit der Männer und Frauen eine vom Klima bedingte Sitte darstellt, die Idee der sexuellen Integrität seiner Frauen überaus hoch einschätzen mag.

◈

**Neue Wege zur Erforschung der bösartigen Geschwülste.** Der verdienstvolle Direktor des Moskauer Instituts für Krebskranke Geheimrat Professor L. Lewschin unterbreitete der medizinischen Fakultät der Universität Moskau das Projekt, an dem genannten Institut ein besonderes Gebäude für die Unterbringung anthropomorpher Affen zu errichten, an denen die Natur der bösartigen Geschwülste und die Methoden zu ihrer Bekämpfung und Heilung auf experimentellem Wege studiert werden sollen. Zur Begutachtung und näheren Ausarbeitung dieses Projektes ernannte die medizinische Fakultät eine aus den hervorragendsten Klinikern, Zoologen und Bakteriologen bestehende Kommission, die sich dahin aussprach, daß für Erforschung der maligenen Tumoren die Versuche an menschenähnlichen Affen von äußerst wichtiger Bedeutung sein können und es möglich sei, unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln im Sommer mehrere Schimpansenexemplare nach Moskau zu schaffen und sie in einem eigens hierfür errichteten Gebäude in Pflege zu halten, unter der Bedingung, daß es den strengsten Anforderungen der Hygiene entspricht, wobei die Erfahrungen der besten ausländischen zoologischen Gärten und insbesondere des Tierparks von Hagenbeck in Stellingen bei Hamburg zu berücksichtigen seien. Nach dem Vorentwurf wird das Gebäude für die anthropomorphen Affen aus zwei speziell

für die Tiere bestimmten Räumen (einer für den Tages- und einer für den Nachtaufenthalt), einem Lazarett, einem Laboratorium und aus einem Raum für das Dienstpersonal bestehen. Nach dem Voranschlag sind für die Erbauung eines derartigen Affenhauses mindestens 13 000 Rubel erforderlich. Es wird beabsichtigt vier Schimpansen zu halten und für sie zwei Wärter anzustellen. Die bekannte Firma Karl Hagenbeck hat bereits zugesagt, mittelgroße Schimpansen für je 800 Mark, Transportkosten nicht miteingerechnet, zu liefern. Es steht zu erwarten, daß der neue Weg zur Erforschung der bösartigen Geschwülste durch Versuche an menschenähnlichen Affen zu praktisch bedeutungsvollen Resultaten führen wird.

Dr. *A. Dworetzky*, Moskau.

**Das Ultra-Mikroskop** scheint berufen zu sein, wichtige, bisher unmöglich zu lösende Probleme der kleinsten Körperchen aufzuklären. Bisher konnten die Mikroskope in der Tat nur Größen von etwa ein tausendstel Millimeter wahrnehmbar machen, denn noch kleinere Körperchen sind in der Form nicht mehr wahrnehmbar, weil sie sich in der Brechung des Lichtes mit einem glänzenden Schein umgeben und bei allzunahem Beieinandersein diese Lichtsphären einander stören, ihre Bilder ineinander übergehen. Das Ultra-Mikroskop benützt im Gegenteil hierzu gerade diese Eigenheit der Lichtbrechung, und macht überaus kleine Körperchen nach demselben Geestze wahrnehmbar, mit dem wir mit freiem Auge belichtete Staubteilchen wahrnehmen, wenn sie sich im Sonnenschein vom dunklen Hintergrunde des Zimmers abheben. Allerdings gestattet diese Methode nicht, die Form der Gegenstände wahrzunehmen, aber sie erlaubt ihre Existenz festzustellen. Die kleinsten Mikroben können so entdeckt werden, was für medizinische Untersuchungen von Wichtigkeit sein mag. Je mehr sich das neue Instrument, das vor 4 Jahren erfunden wurde, vervollkommnet, desto weitere Horizonte werden sich in der Kleinwelt für neue wissenschaftliche Forschungen eröffnen.

**Die Heilwirkung der Bienenstacheln.** Ein amerikanischer Bienenzüchter hat den eigenartigen Plan gefaßt, einen Handel mit Bienenstacheln zu beginnen. Er ging von der Erfahrung aus, daß die Bienenstiche einen Heileinfluß auf Rheumatismus besitzen, und daß dies von dem in den Stacheln vorhandenen Gifte herrühre. Bei einer genügenden Menge Bienenstacheln kann man daher aus dem Safte, den sie enthalten, ein wirksames Medikament herstellen.

Um nun solche Stacheln zu sammeln, kam er auf einen neuartigen Gedanken: Er kleidete sich in einen Mantel aus Kautschuk, der mit einem Pferdefell eingerieben war, und ging vor den Bienenstöcken auf und ab. Die Bienen, durch den Pferdegeruch angezogen, stürzten sich wütend auf ihn und stachen in den Kautschuk. Der Züchter hatte nun nichts weiter zu tun als, heimgekehrt, die Stacheln herauszuziehen und konnte sich derart einige Tausend pro Tag verschaffen.

Allerdings gehen die Bienen bekanntlich durch ihren eigenen Stich zugrunde; doch bei der großen Zahl wilder Bienen im Lande scheint die Herstellung eines kleinen Ausmaßes des neuen Heilmittels immerhin möglich.

**Darwin.** Der 100 jährige Geburtstag von Charles Darwin hat unserer Zeit die Erkenntnis gegeben, daß dieser Mann nicht nur den Natur-

wissenschaften Anregung gebracht hat, sondern daß seine Lehre für unsere ganze Lebens- und Kulturentwicklung von tiefster Bedeutung geworden ist. Das, was wir ihm verdanken, kommt besonders eindringlich zum Ausdruck in dem „Darwin"-Buch (Bd. 4 der „Modernen Philosophie", herausgegeben von Dr. Max Apel) des Buchverlags der „Hilfe". Bölsche, Wille, David, Penzig, Apel, Naumann — Männer von verschiedener Art und Haltung — sind zusammengetreten und reden davon, was Darwin den Wissenschaften, der Philosophie, dem sozialen Leben und der Religion bedeutet.

◈

**Luftschiffahrt und Heilkunde.** Schnell hat sich, wie ein französisches Blatt zu berichten weiß, die Heilkunde die jüngsten Fortschritte der Luftschiffahrt zunutze gemacht. Mit der neuen „Aerostatotherapie" wird sich die Pariser Akademie der Wissenschaften demnächst zu beschäftigen haben. Anstatt in langen Reisen den Segen des Klimawechsels zu erproben, werden die Ärzte ihren Kranken künftig täglich soundsoviel Stunden Aufenthalt in der Luft verordnen und große Luftschiffe, von sachkundigen Medizinern begleitet, führen die Kranken in die verschiedenen Höhengrade, die ihrem Gesundheitszustand angemessen scheinen.

◈

**Deutsche Vereinigung für Säuglingsschutz.** Die Erkenntnis, daß die bisherigen Bestrebungen im Deutschen Reiche zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit und zum Schutze der Säuglinge einer Einigung auf fester Grundlage bedürfen, um einen nachhaltigen Erfolg herbeizuführen, hat eine Anzahl Ärzte und Sachverständige auf dem Gebiete der praktischen Säuglingsfürsorge und der Wissenschaft, Vertreter von Reichs-, Staatsbehörden, städtischen Verwaltungen u. a. veranlaßt, am 18. Februar 1909 die „Deutsche Vereinigung für Säuglingsschutz" zu gründen. Sie bezweckt die Förderung der Säuglingsfürsorge im Deutschen Reiche durch Sammlung aller beteiligten Faktoren ohne Beeinträchtigung ihrer Selbständigkeit.

Die Vereinigung hat besonders folgende Aufgaben:

a) Zusammenschluß der Organisationen, die im Deutschen Reiche zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit und zum Schutze der Kinder im Säuglingsalter bestehen;

b) Gründung von Landeszentralen;

c) die Vertretung der deutschen Säuglingsfürsorge dem Auslande gegenüber.

Für die Durchführung dieser Aufgaben kommen unter anderem in Betracht: die Veranstaltung von Kongressen, die Errichtung und Unterhaltung einer Geschäftsstelle, die Herausgabe einer Zeitschrift.

Die erste Mitgliederversammlung, die zugleich der erste deutsche Kongreß für Säuglingsschutz sein soll, wird auf Einladung der Stadt Dresden am 19. Juni d. J. in Dresden stattfinden. Auf der Tagesordnung stehen Berichte des Geheimrates Dr. Dietrich-Berlin, der Professoren Dr. Salge-Göttingen und Dr. v. Franqué-Gießen, über Entbindungsanstalten, Wöchnerinnen- und Säuglingsheime als Mittel zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit und Berichte über Maßnahmen zur Förderung des Stillens der Herren Hofrat Dr. Meier-München und Stadtrat Hofmann-Leipzig.

Schriftführer der neuen Vereinigung ist Professor Dr. Keller, Charlottenburg, Mollwitzstraße, der auch Anmeldungen zur Teilnahme an

der obenerwähnten Tagung entgegennimmt.

◈

**Fortschritte der Luftschiffahrt in Japan.** So wie das gesamte Kulturleben Japans und alle seine Bestrebungen in diesen letzten Jahren in Verstärkung der Wehrmacht des Landes gipfelten, wurden daselbst auch die Möglichkeiten der Luftschiffahrt ausschließlich vom militärischen Standpunkte aus beurteilt. Eben deshalb wurden vielfach ihre Fortschritte in Japan als Geheimnis betrachtet, und wenig Nachrichten dringen so in die Öffentlichkeit. An tatsächlichen Erfolgen fehlt es jedoch nicht.

Schon seit langem hat man in Japan erkannt, welche bedeutsame Rolle der Ballon in der Strategie spielen könne, und bereits im Kriege mit China 1894/95 wandte Generalmajor Eurukawa dem Problem seine besondere Aufmerksamkeit zu und beauftragte einen hochbegabten jungen Ingenieur, Yamada, ein japanisches Luftschiff in Benutzung aller ausländischen Erfahrungen zu konstruieren. Yamada ging mit großem Eifer ans Werk, und nach mehrjährigen Studien konnte ein lenkbarer Ballon nach seinen Angaben konstruiert werden, der im mandschurischen Feldzuge im Kundschaftswesen große Dienste leistete. Seither wurde derselbe auf Grund der gemachten Erfahrungen noch überaus verbessert; eingeweihte Beurteiler sind der Ansicht, daß das Yamadasche Luftschiff alle westlichen Vorbilder an Vollkommenheit weit übertreffe; insbesondere sagt man, daß es weit besser als die ausländischen Ballons imstande sei, gegen widrige Winde anzukämpfen. Nach wie vor verwehrt man jedoch dem Publikum, von der neuen Erfindung Kenntnis zu nehmen und betrachtet sie als ausschließlich im militärischen Interesse gemacht. Yamada ging übrigens in dieser Richtung noch weiter und konstruierte eine Art von Lufttorpedo, der zur Zerstörung von feindlichen Luftfahrzeugen benutzt werden kann, einen kleinen, aber verderbenbringenden Apparat.

Sollte Japan wieder in einen Kampf mit einer westlichen Macht verwickelt werden, so würden der letzteren peinliche Überraschungen aus der Vervollkommnung der japanischen Luftschiffahrt erwachsen.

*Dr. Ingram Bryan*, Kobe (Japan).

◈ ◈

◈

# RICHTUNGLINIEN DES FORTSCHRITTS

## VON PROF·DR·RODOLPHE BRODA·PARIS

## LUFTSCHIFFAHRT UND KULTUR.

DER Wettkampf zwischen Ballon und Flugmaschine geht voran; jeder Monat bringt neue Kunde von neuen Fortschritten des einen oder anderen, ja, fast scheint es, als sollten beide Methoden der Luftschiffahrt, für eine kurze Zeit wenigstens, sich auch national differenzieren: Als wolle Deutschland seine lenkbaren Ballons zu höchster Vollkommenheit ausbilden, während Frankreich sich den Aeroplanen zuwendet, der neuen, unvergleichlich sinnreicheren, demokratischeren, weil weniger kostspieligen, individuelleren und sportsmäßigeren Methode, die freilich für den Massentransport zunächst weniger günstige Chancen gibt. Immerhin werden beide, Ballon und Flugmaschine, sowie sie im gegebenen Rahmen zu allgemein gültigen Qualitäten sich herausgebildet haben, ein nationales Monopol nicht darstellen können, sondern beiderseits dort Verwendung finden, wo man ihrer bedarf.

Die nächsten Monate und Jahre werden zweifelsohne die Errichtung von Ballonlinien zwischen den europäischen Hauptstädten sehen, Ballonhallen werden hier wie dort erbaut werden und ein regelmäßiger Personenverkehr mit einer ganz erklecklichen Anzahl von Passagieren in jedem Luftschiff wird beginnen. — Vielleicht bringt schon die allernächste Zeit mit den durch die Frankfurter Luftschiffausstellung gewonnenen Anregungen die Einführung der ersten Personenfahrt im großen Stile, und aus Amerika dringt bereits die Kunde, daß man eine Luftschiffahrtslinie von Boston nach New York einzuführen im Begriff ist. — Desgleichen werden die Ballons im Militärdienst zu Kundschaftszwecken und früher oder später auch im traurigen Dienste des Dynamits wichtigste Rollen einnehmen.

Die Aeroplane hingegen werden in den nächsten Jahren wohl noch im Bereich des Sportes bleiben. Sowie aber diese sportmäßige Ausübung mit den unzähligen Verbesserungen, die sie ja auch in der parallelen Entwicklung des Fahrrads und des Automobils von Monat zu Monat herbeigeführt, dem Aeroplan eine billige und widerstandsfähige Form gegeben, wird er vermöge seiner größeren Geschwindigkeit, seiner größeren Unabhängigkeit von Wind und Wetter und vor allem wegen seiner weitaus geringeren Reparatur- und Anschaffungskosten den Ballon als Personenfahrzeug in den Hintergrund drängen (siehe Artikel Ledeboer in der Julinummer 1908 dieser Zeitschrift).

Ballons können in der Tat, soweit wir nicht völlig neue, noch ungeahnte technische Entwicklungen in Betracht ziehen müssen, unmöglich eine Geschwindigkeit entwickeln, welche die der schnellsten Expreßzüge (80—100 km in der Stunde) übersteigt, und auch diese nur erreichen, wenn kein ungünstiger Wind sie hindert. Der unvergleichlich einfachere Aeroplan, der der Luft einen nur geringen Widerstand entgegensetzt, wird indes zweifellos

150 km und mehr in der Stunde zurücklegen können und somit dem Personenverkehr neue Bahnen weisen. Nur für den Frachtentransport hochwertiger Eilgüter — Massengüter dürften um ihres Gewichtes willen niemals für den Luftverkehr in Frage kommen — werden die Ballons sich behaupten können.

Läßt sich so die wesentliche Verwendung, der die Luftschiffe entgegengehen, bereits ziemlich klar überblicken, und hat man dieselbe auch schon oft genug untersucht, so ist andererseits die indirekte und doch gewiß ebenso wichtige Rückwirkung der Luftschiffahrt auf das allgemeine soziale Leben und die Gesamtkultur der Völker bis jetzt noch wenig geprüft worden. Am meisten hat man sich mit der Spiegelung des neuen Verkehrs in der notwendigen Änderung juridischer Bestimmungen beschäftigt (siehe Artikel von Landrichter Mumm in der Dezembernummer 1908 dieser Zeitschrift). In der Tat wird man neue Normen für die örtliche Begrenzung des Geltungsbereichs unserer Straf- und Zivilgesetzbücher schaffen müssen, sowie ferner ein dem Seerechte analoges Luftrecht für die spezifischen Vorfälle und Konflikte des Luftverkehrs; die Regeln über Verschollenheit werden revidiert werden müssen, weil die größere Gefahr des Luftverkehrs geringere Fristen für die rechtliche Todesvermutung ermöglicht als im Seeverkehr usw. All dieses sind aber nur unvermeidliche Anpassungen an die neuen Notwendigkeiten, keineswegs schöpferische, wahrhaft kulturwandelnde Tatsachen. Anders ist es schon mit der Einwirkung der Luftschiffahrt auf das Zollwesen.

Die Durchkreuzung der zollamtlichen Untersuchung an den Landesgrenzen, d.i. der Schmuggel, wird durch die Luftschiffahrt naturgemäß überaus erleichtert werden. Hier scheinen zunächst Gefahren zu drohen. In Wahrheit kann eben dies aber sehr leicht zum erzwungenen Verzicht der Staaten auf den Schutzzoll auf leichtbewegliche und hochwertige Artikel überhaupt führen: Denn sowie der mögliche Gewinn aus der Zollhinterziehung gegenüber den Transportkosten im Luftfahrzeug überwiegt, werden sich Personen finden, welche diese Zollhinterziehung gewerbsmäßig betreiben; dies so lange, bis es überhaupt keine Zollhinterziehung mehr ist, nachdem die Staaten, in ihrem Unvermögen einzuschreiten, sich ihrer Forderung ganz begeben haben. Professor Richer (Paris) sucht in einer jüngst erschienenen ausgezeichneten Zusammenfassung diese These in all ihren Konsequenzen durchzuführen. Er meint, daß kein Reglement gegen die geschilderten Möglichkeiten der Aeroplane helfen werde, auch nicht das Verbot, die Grenzen zu überschreiten oder auf ausländischem Boden Aufenthalt zu nehmen; denn die Überwachung der Grenzen in dunklen Nächten sei tatsächlich unmöglich und eine Landung der Flugmaschinen keineswegs zur Entladung notwendig, da viele Artikel, wie etwa Seide, einfach wie Ballast ausgeworfen und von Mitwissern an vorher vereinbarten Punkten im Innern der betreffenden Länder, weit weg von den Zollgrenzen, in Empfang genommen werden könnten. — Ganz so weitgehende Schlußfolgerungen scheinen mir indessen angreifbar; sehr wohl könnte z. B. die Zollerhebung in der Weise geschehen, daß die Verkaufsgeschäfte selbst Ursprungszertifikate über alle in ihnen feilgebotenen Waren an staatliche Inspektoren vorweisen müßten und daß der Zoll vom Verkäufer in Form einer Steuer auf ausländische Waren erhoben würde. Trotzdem mag zugegeben werden, daß die Manipulation weitaus schwieriger wird als bisher und daß ein neuer Anreiz für den Übergang zum Freihandel durch die Verbreitung der Luftschiffahrt gegeben erscheint.

Entscheidungsvolle Veränderungen wird, wie oben erwähnt, das Luftschiff im modernen Kriegswesen hervorbringen; unendlich viele Wirkungen und Gegenwirkungen, Erfindungen und Gegenerfindungen, technische und auch völkerrechtliche Gesichtspunkte (Verbot, Sprengstoffe aus Ballons zu schleudern werden hier — einander kreuzend — zur Geltung kommen. Die Resultierende aus all dem kann heute noch nicht klar erfaßt werden. Wahrscheinlich ist, daß die Luftschiffe nicht bloß für Kundschaftszwecke, für die sie so vorzüglich geeignet sind, sondern auch als Mittel im Zerstörungskampf in Frage kommen werden; denn gesetzliche Verbote, wie das auf der letzten Haager Konferenz versuchte, aber nicht für alle Staaten zustande gekommene, können sich eben nur unendlich schwer behaupten, wo es sich um Lebensinteressen von Kämpfenden handelt. Sowie aber das Auswerfen von Sprengmitteln in Übung kommt, werden vor allem Festungen und Kriegsschiffe umgebaut und auch nach oben durch Panzerung geschützt werden müssen, sollen sie nicht der sofortigen Zerstörung anheimfallen. Dann wird andererseits die Gefahr für Nichtkämpfer, Frauen und Kinder in den festen Plätzen, eine überaus größere werden wie bis jetzt, dann werden Aeroplane nur zu leicht Brandfackeln (Phosphor und Petroleum) in die feindlichen Städte werfen können, weit hinter dem Rücken der kämpfenden Heere im Herzen des feindlichen Landes, und der Krieg wird noch weit barbarischer, weit furchtbarer werden. Die Zahl der Opfer an Menschenleben, aber auch die Wertezerstörung, wird eine vielfach größere sein als jemals früher, weil nicht bloß die Gebiete im Umkreis der feindlichen Armeen, sondern der Gesamtbereich der kämpfenden Länder in die Verheerung wird einbezogen werden. Für Luftschiffe, die in allen Höhen bei dunkler Nacht unbemerkt einherziehen können, gibt es keine Grenzen, keine Barrieren und Verteidigungslinien.

Mag sein und viele hoffen, daß diese vermehrten Schrecken auch ein verstärkter Grund im Rate der Völker sein werden, den Krieg überhaupt zu meiden, daß die Friedensbewegung vielleicht gerade durch diese mörderische Erfindung eine entscheidungsvolle Hilfe erhalte. Andere wieder, unter ihnen der geistvolle Führer der französischen Friedensbewegung, Senator Constant d'Estournelles, legen das Hauptgewicht darauf, daß speziell die Aeroplane ob ihrer Billigkeit auch von kleineren und ärmeren Staaten in unbegrenzter Menge angeschafft werden können, daß ihre Streitkraft damit jener der großen Militärmächte in vielen Beziehungen ebenbürtig, somit ihre Verteidigung gegen Angriffsgelüste der letzteren überaus vereinfacht würde. Der Aeroplan werde daher zugunsten der Staatengleichheit wirken und andererseits, da seine vielgestaltige Verwendbarkeit alle sicheren Kalküls des endlichen Erfolges ausschließt, auch den Starken zögern lassen, anzugreifen, was wieder zugunsten der Erhaltung des Friedens wirken könne. Jedenfalls erscheint die Stellungnahme dieses bedeutsamen Friedensapostels für die Aufnahme der Flugmaschinen in die französische Armee bei näherem Zusehen keineswegs so paradox als bei oberflächlicher Betrachtung.

So weit die möglichen zerstörenden Wirkungen der Luftfahrzeuge, die nur indirekt — durch Begünstigung des Freihandels in Erleichterung des Schmuggels, durch Förderung der Friedensbewegung in Heraufführung noch furchtbarerer Kriege — vielleicht Gutes stiften können. Dem allen stehen die unermeßlichen wohltätigen Wirkungen, die wir von den Flugmaschinen und Luftschiffen erwarten dürfen, gegenüber; zunächst solche ökonomischer Natur.

Viele Gegenden unseres Erdballes, die sich sehr wohl zu gewissen Siedelungen, luxuriösen wie industriellen, eignen würden (Wüsten, Polargegenden, Hochgebirge usw.), sind zurzeit unbewohnt, weil das Fehlen von Zugangsrouten sowohl den Personenverkehr als auch die Verpflegung der dort beschäftigten resp. lebenden Menschen verhindern würde. Für das Luftschiff gibt es keine mehr oder minder zugänglichen Punkte, alle sind ihm gleich; wo immer es Erdoberfläche gibt, werden rasche Personentransporte in Aeroplanen, langsame, aber stetige Gütertransporte in Luftballons landen können, und bald werden sich gewiß Luftkurorte im Polarland und in der Wüste erheben, Hotels für Touristen und, wer weiß, welche Stationen zur Ausbeutung noch ungekannter Bodenschätze, Wasserkräfte des Nordens oder anderer wirtschaftlicher Möglichkeiten.

In fernerer Zukunft, mit Verbilligung der Aeroplane, die zum Volksbeförderungsmittel werden können wie heute das Fahrrad, mag auch das Problem der Großstadt wesentlich geändert werden. Angestellte und Arbeiter werden weit draußen auf dem Lande billige, geräumige und gesunde Wohnstätten haben können, 50—100 km von der Stadt entfernt, und doch mit ihrem Aeroplan täglich in einer halben Stunde zur Arbeit und abends wieder zurückfahren können, in dieser Zeit nicht bloß die Entfernung überwältigend, sondern auch wahre Erquickung im Fluge gewinnend. Das Wohnungsproblem mag dadurch eine ganz andere Gestalt bekommen.

Der postalische Dienst wird jedenfalls durch die Einführung schnellfahrender Luftfahrzeuge überaus verbessert werden; der Kaufmann wird rascher überall dahin eilen können, wohin seine Geschäfte ihn rufen; damit werden auch die persönlichen und geschäftlichen Verbindungen zwischen Bewohnern verschiedener Landes- und Erdteile sich heben, die Wechselbeziehungen werden reicher werden, mehr Menschen denn bisher werden sich zur Auswanderung entschließen und sich an jenen Punkten niederlassen, die ihnen die günstigsten Daseinsbedingungen bieten. So mag ein neues Zeitalter großer Wanderungen durch die Luftschiffahrt herbeigeführt werden.

Eben diese erleichterten Wechselbeziehungen werden aber auch die einzelnen Kulturen der Erde in rege Beziehung miteinander bringen, der Austausch geistiger Güter wird ein regerer werden, viel mehr Menschen als bisher wird es vergönnt sein, selbst einen Blick in fremde Lande, fremde Daseinsbedingungen und fremde Geistesart zu tun. So wie die Eisenbahnen soviel des Veralteten vernichtet und ein mehr oder minder freies Menschentum über die Erde verbreitet haben, so werden die Luftfahrzeuge auch die heute noch vom Weltverkehr abseits liegenden Gebiete erschließen, überallhin modernens Denken und Fühlen tragen, alte Vorurteile brechen, den Geist beweglich machen und durch all dieses gegenseitige Verständnis der Völker im letzten Grunde auch Internationalismus und Weltfrieden befördern.

Leicht mag es auch geschehen, daß der Triumph der Technik, wie er sich im Luftschiff ausprägt, gleich allen anderen technischen Errungenschaften zur Rationalisierung des Menschengeistes beitrage. So wie schon heute die Menschen in den großen Industriezentren sich vom Glauben der Väter, der religiösen Ehrfurcht vor unerforscht schaltenden Naturkräften abkehren, nüchtern und klar die technischen Tatsachen ins Auge fassen und ihr Leben nach modernen Notwendigkeiten zu leben gewillt sind, so können auch die Luftschiffe in dieser Richtung befreiend wirken, die den alten religiösen Gebräuchen abträglichen Entwicklungstendenzen verstärken.

In einer ganz anderen Tatsachenreihe mag der Aeroplan als Sportmittel überaus segensvoll auf unsere körperliche Gesundung zurückwirken; die rationelle Bewegung in Höhenluft, die durch keine irdischen Ablagerungen geschwängert werden kann, mag die Lungen der Großstadtkinder weiten, die Rasse erneuern.

Etwas gewagt scheint vielleicht die Voraussetzung, daß von der Gewohnheit, die Dinge der Menschen von oben zu betrachten, auch eine philosophische Beeinflussung des Menschen in dieser Richtung kommen werde. Unstreitiger ist wohl all das Neue, das hier der Kunst harren wird: neue Flächenbeschauung der Erde, neue Luftstimmungen, neue Beobachtung der Himmelsphänomene. Speziell auch eine Bereicherung des Kunstgewerbes sehe ich heraufkommen: den neuen Fußbodenschmuck.

Wichtiger für die Entwicklung der Gattung als all das Gesagte wird aber dieses sein: In ein neues Reich wird die menschliche Seele einziehen, die Sphäre der Luft wird unser — die wir bisher nur an der Oberfläche der Erde gehaftet, alle unsere Anschauungen und Begriffe als Wesen der Erdrinde empfingen —, neue Auffassungswelten, neue Formen des Gedankens werden sich uns erschließen, wir werden mit dem Erbteil der Säugetiere auch das der Vögel vereinen. Freier und stolzer wird unser Geist und unsere Berufenheit allen offenbar werden. Handgreiflich, unzweideutig ist dann das Flügelpaar der Menschheit in Erscheinung getreten.

Voraussetzung für alles dies ist natürlich, daß die Luftschiffahrt auch ihrem Marktpreise nach in den Bereich der Masse tritt. Viele Gründe sprechen dafür. Selbst die Ballons haben relativ geringe Betriebskosten im Verhältnis zu den Eisenbahnen, da sie keinerlei Bahnbauten bedürfen*). Billiger noch wird die Fahrt im Aeroplan sein, da er Nachfüllungsauslagen nicht beansprucht und pro Stück bereits im Beginn seiner praktischen Anwendung wohl nicht teurer zu stehen kommen wird als ein Automobil, später nicht einmal viel mehr kosten wird als ein Fahrrad.

Trotzdem wird noch für eine geraume Reihe von Jahren die Luftschiffahrt ein Monopol der Reichen sein, und hieraus mögen sich vielleicht gewisse Tendenzen zu verstärkter Scheidung zwischen der Seelenkultur der leitenden und der breiten Schichten ergeben. Mit der Demokratisierung der neuen Verkehrsweges aber werden auch dessen seelische Werte Gemeingut der Massen werden.

Leicht mögen alle diese Veränderungen so bedeutend werden, daß die Geschichtsschreibung der Zukunft von der Erfindung der Luftfahrzeuge an eine neue Kulturepoche datiert.

---

*) Kürzlich sind in der Frankfurter Zeitung Berechnungen angestellt worden, welche zeigen, daß schon heute die Fahrkosten im Ballon, sobald die ersten regulären Linien bestehen, nicht viel höher sein werden als die der 1. Klasse der Eisenbahn. Mit dem Wachsen der Vervollkommnung werden sie natürlich immer niedriger werden.

# KORRESPONDENZEN

## ÖKONOMISCHE ENTWICKLUNG

### ALESSANDRO SCHIAVI, STADTVERORDNETER VON MAILAND: DER ÖKONOMISCHE AUFSCHWUNG NORD-ITALIENS.

SEIT langen Jahrhunderten sind die Städte der lombardischen Ebene berühmt durch ihren Gewerbefleiß. Sie standen stets in gewissem Sinne an der Spitze der ökonomischen Entwicklung dessen, was damals noch der bloß geographische Begriff Italiens war. Seit der Einigung des Königreiches hat sich in der Lombardei und den andern Landschaften Norditaliens die modernste Industrie als Tochter des alten Gewerbes in so bedeutsamer Weise entwickelt, daß jetzt mehr denn je Reichtum und ökonomische Kraft des Königreiches sich überwiegend auf diese Landschaften konzentrieren. Ihnen verdankt es Italien, wenn die Stärke der in der Industrie verwendeten Betriebskräfte von 1 000 000 PS. im Jahre 1899 auf 3 000 000 im Jahre 1904 gestiegen ist. Hand in Hand mit dieser Entwicklung der ökonomischen Verhältnisse ging auch die Umwandlung der ganzen sozialen Verfassung des Landes aus einer mehr oder minder agrar-feudalen in eine durchaus modern-industrielle. Eine siegreiche Arbeiterbewegung gab die politische Macht vielerorts in die Hände des Proletariats, z. B. auch in gewissem Grade in der Gemeindeverwaltung von Mailand. In den letzten Jahren wurde eine Reihe von Arbeiterschutzgesetzen und sozialen Versicherungsgesetzen erlassen, ein Gesetz über obligatorische Arbeitsruhe an einem Tage der Woche und eine Reihe von Gesetzen zur Schaffung billiger Arbeiterwohnungen. Insbesondere sind die Gemeinden durch ein kürzlich erlassenes Gesetz ermächtigt worden, eine Wertzuwachssteuer auf den Boden der Stadtumgebung zu legen und die Besitzer nach gewissen Grundsätzen zu enteignen, um so die spekulative Hochhaltung der Preise zu verhindern. Ein anderes Gesetz erleichtert die Verwendung von Geldern der Kreditinstitute und Sparbanken für den Bau von billigen Arbeiterwohnungen. Wieder ein anderes gibt den Gemeinden das Recht, die für das städtische Leben wichtigen Betriebe zu verstadtlichen, und mehrere haben von diesem Rechte in überaus weitgehendem Maße Gebrauch gemacht, haben Straßenbahnwesen, Beleuchtung, Bäckereiwesen, Schlachthäuser, Apotheken, Annoncenwesen verstadtlicht und Arbeiterwohnungen auf Stadtkosten aufgeführt.

All diese Tätigkeit wird durch ein privates Institut, die „Societa Humanitaria", mächtig gefördert. Dieselbe gibt durch den Bau von Arbeiterwohnungen mittels einer selbstgegründeten Bank für Genossenschaftskredit, Etablierung eines Arbeitsvermittlungsamtes und spezieller Unternehmungen zur Beschäftigung von Arbeitslosen während einer Krisenzeit einen mächtigen Ansporn zu sozialer Reformtätigkeit.

Ein neuer, wichtiger Vorschlag wurde in diesem Ideenkreise jüngst vom Arbeitsrate zu Rom gemacht: man möge ein obligatorisches Schiedssystem für Konflikte zwischen Arbeitern und Unternehmern nach dem Muster Kanadas einführen, so zwar, daß in jedem Konflikte ein Schiedsgericht in Funktion tritt und eine Entscheidung abgibt. Ob dieser Entscheidung zu folgen ist, soll allerdings in gewissem Sinne den beteiligten Parteien überlassen bleiben, indem keinerlei Strafsanktionen für Nichtbefolgung ausgesetzt sind. Aber man erwartet, daß die Kraft der öffentlichen Meinung, die sich naturgemäß auf jene Seite neigen wird, welcher der Schiedsgerichtsspruch zur Seite steht, doch so stark in die Wagschale fallen wird, daß die Fälle des Ungehorsams nicht zu häufig sein werden.

Von der Genossenschaftsbewegung selbst, die sich nach dem Beispiel der Provinz Reggio Emilio über ganz Norditalien ausdehnt, habe ich bereits in einem vorhergehenden Artikel (siehe Februarheft der D. d. F.) gesprochen und brauche daher hier nicht weiter darauf eingehen. Ein Gesamtüberblick über die gesamte norditalienische Entwicklung stellt es jedenfalls außer Zweifel, daß diese Landstriche zu einem der intensivsten Industriegebiete und einem der an sozialen Reformen und Neuerungen reichsten Länder der Welt geworden sind. Sie sind einer der Belege dafür, daß Italien nicht in der Gefahr ist, in die Reihe der an ökonomischer Kraft erschöpften Dekadenz-Länder niederzusinken, daß Italien vielmehr, wie es ehedem in geistigen und religiösen Sphären leitend gewesen, heute in vorderster Linie der modernen Industrieländer den Problemen und Kämpfen der Zukunft entgegengeht.

◈ ◈

◈

## PROFESSOR INGRAM BRYAN, KOBE: EISENBAHN-VERSTAATLICHUNG IN JAPAN.

JAPAN hat bekanntlich in diesen letzten Jahren die gesamten, bisher in Privatbesitz stehenden Eisenbahnen des Reiches verstaatlicht, und von vielen Seiten wurde dem Erfolge der Maßregel mit einer gewissen Ängstlichkeit entgegengesehen. Viele Beschwerden wurden denn auch tatsächlich laut: Man behauptet vielfach, daß Zugsverspätungen und Eisenbahnunfälle seit der Durchführung der Verstaatlichung häufiger geworden seien, und daß sich eine gewisse Korruption von seiten der Bahnbeamten, die nicht mehr gleich scharf wie zur Zeit der Privatgesellschaften überwacht würden, geltend mache. — Überwiegend kommen diese Beschwerden aus Kreisen, die durch ihre allgemeine volkswirtschaftliche Gesinnung oder ihre Privatinteressen jeder Verstaatlichungsaktion feindlich gegenüberstehen und den Erfolg des Unternehmens durch die Brille ihrer Vorurteile betrachten.

Ein Beweis dafür mag auch in ihrer Beurteilung des bisherigen finanziellen Ergebnisses der Staatsbahnen liegen. Der Kaufpreis derselben wurde durch Ausgabe von 960 Millionen Rente aufgebracht, was bei einer Verzinsung von 5% eine jährliche Ausgabe von 48 Millionen Mark bedeutet.

Der Reinertrag der Bahnen war nun im letzten Jahre 64 Millionen Mark und 16 Millionen konnten somit zur Erweiterung des Bahnnetzes verwendet werden. Allerdings hat die Regierung eine noch viel weitergehende Ausdehnung des Bahnnetzes in Aussicht genommen und benötigt hierfür 58 Millionen Mark, wozu sie 42 Millionen durch eine Anleihe aufnimmt. Dies wird als Zeichen des finanziellen Scheiterns der Verstaatlichungsaktion gedeutet, während es in Wahrheit der Beweis eines übermächtigen Erfolges ist. Wir dürfen die gegenwärtige Wirtschaftskrise Japans mit ihrer ungünstigen Einwirkung auf das Verkehrsleben nicht vergessen. Und daß jeder neue Bahnbau aus Reinerträgnissen bestritten werden könne oder müsse, ist ja eine bei unparteiischer Beurteilung sofort als nichtig sich erweisende Forderung.

Soweit übrigens berechtigte Beschwerden vorlagen, insbesondere bezüglich Erschlaffens der Disziplin unter den Beamten, wurde kürzlich radikaler Wandel geschaffen. Baron Goto, der frühere Präsident der südmandschurischen Eisenbahnen, wurde zum Eisenbahnminister ins Kabinett Katschura berufen mit der Aufgabe, die strikte Disziplin wiederherzustellen und die Bahnen an Hand kaufmännischer Grundsätze zu leiten. Ihr Budget wurde vom allgemeinen Staatsbudget völlig getrennt und damit ein klarer Einblick in ihre finanzielle Lage und ihren Erfolg auch für weitere Schichten der öffentlichen Meinung ermöglicht. Das ganze Bahnnetz Japans wurde in Direktionsbezirke geteilt, an deren Spitze nach amerikanischem Muster ein der Regierung verantwortlicher Direktor gestellt und derselbe mit weitgehenden Befugnissen gegenüber seiner Beamtenschaft ausgestattet.

Tatsächlich hat sich seit den neuen Reformen die Stimmung auch der widerstrebenden Schichten des Publikums sehr gewandelt, und man hofft, alle die technischen und wirtschaftlichen Vorteile, die dem Betrieb der Privatbahnen eigentümlich waren, mit den allgemeinen Vorteilen für Industrie und Volk, wie sie den Staatsbetrieb charakterisieren, vereinen und die japanischen Staatsbahnen somit zu einem Musterinstitute ausgestalten zu können.

## DR. FELIX REGNAULT, PARIS: DIE WIEDERAUFFORSTUNG DER FRANZÖSISCHEN WÄLDER.

IN einem vorhergehenden Aufsatze*) habe ich auf die große Gefahr der Entwaldung für die Zukunft der europäischen Kulturländer hingewiesen; heute möchte ich in kurzen Worten jene beispielgebende Aktion Frankreichs schildern, welche mit stets größerem Erfolge bestrebt ist, dieser Entwicklung entgegenzuarbeiten.

Durch zwei Gesetze vom Jahre 1860 und vom Jahre 1882 hatte der französische Staat es übernommen, die durch unvernünftige Entwaldung verödeten Landstrecken seines Gebietes wieder aufzuforsten, und hat seither 70 Millionen Mark für diese Zwecke verausgabt. Allerdings ging gleichzeitig hiermit die Verwüstung bestehender Wälder, sei es durch bewußten Holz-

*) Im Juliheft der Zeitschrift. Anm. der Redaktion.

schlag zu industriellen Zwecken, sei es durch den Zahn der Viehherden, weiter vor sich; was auf der einen Seite gebessert, wurde auf der andern Seite wieder zunichte gemacht. Demgegenüber wurde im Jahre 1904 der „Landesverein zum Schutze der Bergwälder" gegründet, der sich speziell den Schutz der bestehenden Wälder zum Ziele gesetzt hat. Besonders in den letzten Monaten ist dessen Aktion eine überaus wohltätige und beispielgebende geworden.

Der Verein pachtet solche Wälder, die ihm bedroht erscheinen, und bezahlt die Pachtbeträge aus Geldern, die ihm durch die Beiträge seiner Mitglieder, wohltätige Spenden, sowie Subventionen der Gemeinden und Provinzialräte, zufließen. Seine Vorsorge geht dahin, die Zahl des Viehs, sofern solche übermäßig ist, auf den von ihm gemieteten Landstrichen zu verringern, ferner, wo möglich, die Schafe durch Rinder zu ersetzen, die den jungen Baumsprößlingen weitaus minder schlimm zu Leibe gehen. Er legt abgegrenzte Wege für den Viehtrieb an, damit nicht immer neue Waldteile unvermerkt ins Zerstörungsgebiet hereingezogen werden. Auch sonst sorgt der Verein für die wirtschaftliche Entwicklung der betreffenden Landstriche, so, indem er Fische in die Teiche setzt und der Fischzucht auch anderweitig Vorschub leistet.

Mit eigentlich planmäßiger Wiederaufforstung geht dieser Verein nur an wenigen, besonders bedürftigen Stellen vor; im übrigen begnügt er sich, das Annagen der jungen Sprößlinge durch das Vieh möglichst zu verhindern und damit die natürliche Wiederaufforstung durch die Natur selbst, durch das unbehinderte Walten ihrer eigenen Kräfte, zu begünstigen. Speziell im Tale der Gers in den Pyrenäen sind die Erfolge dieser Maßregel in den letzten Monaten ausgezeichnete gewesen: die Verminderung der Viehzucht und die andern geschilderten Maßregeln haben zum Aufsprießen der jungen Baumschößlinge allüberall geführt, und neue Wälder erstehen in der Landschaft.

Auch der moralische Einfluß der Aktion war günstig: die anfänglich feindliche Gesinnung der Bergbewohner hat sich in Verständnis und Freundschaft gewandelt. Gemeinden, die von Überschwemmungen infolge Entwaldung bedroht waren, haben sich an den Verband um Unterstützung gewendet; Schülerverbände zur Unterstützung der Wiederaufforstungsaktion wurden an vielen Orten gegründet. Auch mit dem Auslande wurden Verbindungen hergestellt: die italienische Gesellschaft „Pro Montibus" sandte Delegierte zum kürzlich stattgehabten internationalen Kongreß zum Schutze der Bergwälder und studierte bei diesem Anlaß das Werk unseres Verbandes in den Pyrenäen, um dieselbe Methode in den Apenninen anzuwenden.

Ferner sucht unser Verband auch das Interesse kapitalistischer Kreise für Wiederaufforstung entwaldeter Gegenden zu gewinnen. Die Erfahrung hat in der Tat gezeigt, daß die angelegten Kapitalien sich vielfach recht gut verzinst haben, wenngleich naturgemäß lange Perioden hierfür notwendig sind. Mag dies auch Privatkapitalisten abschrecken, so können Versicherungsgesellschaften, Sparbanken und bald auch die staatliche Arbeiterversicherungskasse solche Plazierung der Kapitalien nur bevorzugen. Wo das notwendige technische Personal durch die Kapitalskraft selbst nicht beigestellt werden kann, da wird die staatliche Forstverwaltung gern jederzeit das ihrige tun. Auch soll sie durch ein kürzlich in der Deputiertenkammer beantragtes Gesetz direkt dazu angehalten werden. Das Beispiel Hollands, wo die Utrechter Versicherungsgesellschaft ihre Kapitalien mit Wiederaufforstung beschäftigt, mag hier den Weg zeigen.

Es scheint also, daß die Periode des Unverständnisses jetzt endlich in Frankreich, wie übrigens auch in Deutschland, England, Italien und Spanien, überwunden ist, daß man nunmehr überall die Notwendigkeit der Wiederaufforstung erkennt und, sowie diese Erkenntnis einmal gekommen ist, die Realisierung der erkannten Notwendigkeiten durchführt. Eine große Gefahr, die den Wohlstand Europas bedrohte, scheint glücklich von Jahr zu Jahr mehr abgewendet.

◈ ◈ ◈

## ALBERT M. HYAMSON: DIE RENAISSANCE PALÄSTINAS.

WENN die Wandlung aller Dinge in der Türkei Dauer hat, dann muß sich auch die Intensität ihres Einflusses auf alle Einzelheiten der ökonomischen Entwicklungsfähigkeit des weiten Reiches bestätigen, dann müssen sämtliche Provinzen und mit ihnen Palästina die Bahn der Zukunft vor sich frei sehen. Seit einem Vierteljahrhundert bereits arbeitet es in dem Lande an einer gewissen ökonomischen Wiedergeburt. Die Berichte, die aus Jerusalem vorliegen, sagen, daß die Einführung der Konstitution von allen Einwohnern der Stadt durch eine auf diesem kampfgewohnten Boden ganz unerhörte Verbrüderung gefeiert wurde; Nachrichten aus Konstantinopel besagen andererseits, daß starke Gruppen im neuen Parlamente sich für ein System des Föderalismus aussprechen, wenngleich allerdings die zentralistische Partei des jungtürkischen Komitees heute noch die Oberhand besitzt. Daß dies der Fall ist, bewies diese Partei erst kürzlich wieder durch den Sturz Kiamil Paschas, der sich insbesondere auf föderalistisch gesinnte Abgeordnete (Albaner, Griechen, Araber usw.) stützte. Das kann aber sehr wohl nur ein vorübergehender Erfolg sein; all die Mannigfaltigkeit nationalen, religiösen und kulturellen Lebens in den weiten Landstrichen des türkischen Reiches spricht durchaus für die Einführung weitgehender Selbstverwaltung und, wenn solche wirklich gewährt wird, dann mag Palästina als ein unabhängiges Glied im türkischen Staatenbunde ganz neuer Entwicklungsmöglichkeiten gewärtig sein.

Alles Vergangene — selbst der jüngsten Zeit — ist in der Türkei heute ein geschlossenes Buch; bloß als ein Zeichen des Kontrastes mit der werdenden Zukunft, als Beweis dafür, wie sehr die heute gebrochene Despotie den Fortschritt in ihren Landen gehemmt, seien einige Fälle angeführt, die die furchtbare Korruptoin des alten Regimes, insbesondere auch in Palästina, zeigen mögen:

Die türkischen Offiziere und Beamten erhielten bekanntlich ihre Bezüge in unregelmäßiger Weise, und bittere Notwendigkeit zwang sie, ihren Lebensunterhalt aus andern, unrechtmäßigen Mitteln zu gewinnen. Die einfachste und häufigst angewendete Methode war die Sequestrierung harmloser Landbewohner, ihre Haltung in Gefängnishaft und Freigabe gegen ein Lösegeld ihrer Familie oder ihres Stammes. Wie willkürlich mit solchen Gefängnishaften vorgegangen wurde, mag eine jüngst vorgefallene Episode, die zu meiner persönlichen Kenntnis kam, schildern. ... Die Insassen

palästinensischer Gefängnisse haben das Recht, die Erzeugnisse ihrer Gefängnisarbeit selbst zu verkaufen; und die Ware eines der Gefangenen hatte besondere Nachfrage. Ein englischer Missionar und seine Frau wollten ebenfalls davon kaufen und fragten bei einem leitenden Beamten an, ob sie noch zu haben wäre. Die Antwort desselben lautete: „X. ist derzeit nicht im Gefängnis, aber wenn wir Ihnen damit gefällig sein können, wollen wir ihn gerne wieder einziehen lassen."

Ein Streiflicht auf das alte Regime mag es gleichfalls werfen, daß Gegenstände, die bei der Zollvisitation in Jaffa konfisziert wurden, in der Regel einige Tage später in einem Laden wiedergekauft werden können, der von den Zollbeamten unterhalten wird.

Wie schwer, auch abgesehen von diesem Bestechungssystem, die planlose türkische Mißwirtschaft auf dem Lande lastete, mag folgendes Moment zeigen: Das größte Bedürfnis für das Land ist die Wiederaufforstung, denn Jahrhunderte der Nachlässigkeit und der Unordnung haben dem Lande fast all seine Bäume genommen und es auf weite Strecken zu Steppe und Wüste gemacht. Was tut nun die Regierung, um solche Aufforstung zu begünstigen? Sie legt eine Taxe von 4 M. auf jeden Baum, der neu angepflanzt wird, so daß naturgemäß sich jeder hütet, für diese Steuer zahlbar zu werden.

All dies habe ich angeführt, um zu zeigen, daß bisher die schlechten Einflüsse von oben jeden ökonomischen Fortschritt des Landes verhinderten und daß ein neuer Aufschwung zu hoffen ist, seit das jahrhundertealte Hemmnis wegfiel. Einige Ziffern mögen übrigens zeigen, daß schon in den letzten Jahren des alten Regimes trotz all den Widerständen ein gewisser Aufschwung wahrzunehmen war: Vom Jahre 1898 hat sich im hauptsächlichsten Hafen des Landes, in Jaffa, die Einfuhr von 6400000 M auf 16000000 M gehoben; die Ausfuhr von 6000000 auf 9700000 M. — Die Einwohnerzahl von Jerusalem beträgt derzeit etwa 80 000 und zwei Drittel derselben leben außerhalb der Stadtmauern in Vorstädten, die noch vor einem Vierteljahrhundert nicht bestanden.

Die Umgangssprache in denselben ist nicht, wie man meinen sollte, arabisch, sondern im wesentlichen ein verdorbenes Deutsch, der bekannte jüdische Dialekt, der in Polen, Rußland, zum Teil auch in Ungarn gesprochen wird. Die Bewohner dieser Vorstädte Jerusalems sind meist Juden, die erst in den letzten Jahren aus Europa eingewandert sind. Der Anblick ihrer Kolonien hat nichts von Asien an sich, eher noch von Amerika, da die Häuser zum Teil in hastigster Weise aus ehemaligen Petroleumbehältern und andern Abfällen erbaut sind.

In ähnlicher Weise dehnt sich auch die Hafenstadt Jaffa aus. Auch der Hafen von Gaza vergrößert sich zusehends. Seit dem Jahre 1897 hat sich der Orangenexport desselben verdreifacht, und auch der Weinbau hatte günstige Ergebnisse, nur stand seiner weiteren Entwicklung bis nun das Fehlen eines nahen Marktes entgegen. Günstige Versuche wurden in den letzten Jahren mit dem Anbau von Baumwolle gemacht, ebenso von Tabak. Im Osten des Landes, im Hauran, besteht seit alters reger Getreidebau. Allmählich kommen moderne Ackerbaugeräte in Übung, und so mag auch dort das ökonomische Leben neue Bedeutung erlangen.

Im letzten Vierteljahrhundert wurde eine große Anzahl von jüdischen Ackerbaukolonien in Palästina begründet, und heute sind sie alle in blühendem Zustande und erhalten sich selbst, wieviel Schwierigkeiten ihnen auch an-

fänglich daraus erwuchsen, daß ihre Mitglieder von so ganz andern Lebensbeschäftigungen herkamen als vom Ackerbau. Stets neue Kolonien werden gegründet, und dieselben bilden in gewissem Sinne unabhängige Republiken, die bloß gewisse Steuern an die türkische Regierung zahlen, im übrigen aber ihre eigenen Angelegenheiten durchaus selbst verwalten. Sie entsenden Komitees, denen die Rechtsprechung obliegt; das Vertrauen in dieselben ist heute ein so allgemeines, daß vielfach auch Araber, ganz jenseits der Kolonie, ihre Rechtsstreitigkeiten vor diese Komitees bringen, um sie besser und ehrlicher als durch die türkischen Behörden entscheiden zu lassen. Allmählich wenden sich diese Kolonien gewissen landwirtschaftlichen Industrien zu, insbesondere soll in Rischou dieses Jahr eine Weberei errichtet werden, um die im Lande selbst gewonnene Wolle weiter zu verarbeiten. Ebenso besteht in der Kolonie Roschpinah nahe bei Safed ein Unternehmen, das sich der Seidenzucht widmet. In Zichron Jaacob, einer andern Kolonie bei der Stadt Haifa, wurde eine genossenschaftliche Bank begründet, und landwirtschaftliche Arbeiter erhalten Kredite, um eigene Grundstücke zu erwerben, deren Preis sie in Raten zurückbezahlen.

So erwächst ein neuer jüdischer Bauernstand, in europäischer Weise gebildet, auf dem Boden Palästinas. In den Städten zeigen sich ebenfalls Anfänge einer Industrie, besonders Ölraffinerien und Seifenfabriken in Ramleh und Haifa, ferner eine Maschinenfabrik in Jaffa, Webereien und Tonwarenfabriken in andern Städten. In Jaffa wurde eine Tischlergenossenschaft begründet; auch Hausindustrien bestehen an verschiedenen Orten. Allerdings hat bis vor kurzem die türkische Mißwirtschaft auf alles ihren Meltau gestreut, schwer lasteten auf der jungen Wirtschaft besonders die Durchgangszölle in andere Provinzen; doch wurden diese im Gefolge der Revolution beseitigt und so eine wichtigste Schranke der fortschreitenden Entwicklung niedergerissen.

Deutsche Kolonisten siedelten sich, insbesondere in der Nähe von Haifa, aus religiösen Gründen an. Ihr ökonomisches Leben blüht; in einem Klima, das dem Deutschlands gar nicht so unverwandt ist, gehen sie ihren gewohnten Beschäftigungen nach und geben dem Lande Fruchtbarkeit.

Ferner warten wichtige Mineralschätze des Landes auf Erschließung jetzt, wo die neuen Eisenbahnbauten im Osten Palästinas bald vollendet sein werden und der politische Handel in jeder Hinsicht günstigste Chancen eröffnet. Schon heute sind die Erträgnisse der genannten Bahnen, z. B. der Linie von Jaffa nach Jerusalem, sehr bedeutende; es fehlt nur noch ein ebenbürtiger Straßenbau. Die neue Regierung scheint auch dem abhelfen zu wollen. Kurz nach seiner Ernennung erließ der neue Gouverneur von Jerusalem folgende Proklamation:

„Ich will mich bestreben, die Verkehrsmittel des Landes zu verbessern, Bewässerungsanlagen zu schaffen, die Sicherheit des Eigentums zu gewährleisten, Schulen zu begründen, die Unparteilichkeit der Rechtspflege zu sichern, Freiheit und Gleichheit aller Bürger ohne Unterschied der Rasse herzustellen. Dies ist mein Programm. In der ersten Woche meiner Tätigkeit in Jerusalem habe ich alle Beschwerden entgegengenommen, um mich über die Wünsche der Bevölkerung zu informieren. Ich habe eine Kommission gebildet, welche die Notwendigkeiten des Ackerbaus in der Provinz untersuchen soll, und auf Grund ihres Berichtes werde ich weiter vorgehen. Ich habe eine Versammlung der Kaufleute zusammengerufen, um die Bildung einer Handelskammer zu beraten; ich habe einleitende Schritte für Er-

bauung einer neuen Bahn nach Jerusalem getan und mich in Verbindung mit der Jaffa—Jerusalem-Bahnlinie gesetzt, um die Erbauung einer Zweiglinie zur Haifa—Damaskus-Bahn hin anzuregen. Jede andere Bahngründung wird meine Unterstützung finden. Des ferneren werde ich mir angelegen sein lassen, die Verbesserung der hygienischen Zustände von Jerusalem durch die Erbauung eines Kanalsystems zu fördern."

Wenn die Pläne des neuen Gouverneurs in Praxis umgesetzt und sich alle die weitergreifenden Möglichkeiten der neuen konstitutionellen Ära realisieren, dann wird auch Palästina ein anderes Land werden. Unter dem Schutze einer geordneten Verwaltung wird neues Leben in die verlassenen Landstriche einziehen, Bewässerungsanlagen und Verkehrsmittel werden seinen ökonomischen Aufschwung, neue Schulen, religiöse und geistige Freiheit seinen ideellen Aufschwung ermöglichen. Auch das Selbstbewußtsein seiner Bewohner wird wachsen; Selbstverwaltung wird verlangt und gewährt werden, und so mag in einer ganz andern Weise, als die Zionisten es meinen, durch die natürliche Entwicklung des Landes, den wachsenden Einstrom jüdischer Kolonisten und ihre Verbindung mit den zahlreichen schon im Lande ansässigen jüdischen Bevölkerungselementen, eine jüdische Staatsgemeinschaft erstehen, die im Rahmen des türkischen Reiches ihre eigene Kultur auf dem Boden ihrer Väter neu entfaltet.

# POLITISCHE ENTWICKLUNG

## W. T. STEAD, LONDON: ÖSTERREICH-UNGARN OHNE KAISER FRANZ JOSEPH.

WENN der König von England sterben würde, so würden daraus keinerlei bedeutsame Folgen für die Politik des britischen Reiches erwachsen; sein Sohn würde ihm in der Regierung folgen und nicht für einen Augenblick würde das britische Staatsschiff aus seiner Richtung kommen. Wenn der Zar von Rußland sterben würde, würde auch auf ihn sein Sohn als Zar folgen und sein Bruder als Regent für die Zeit der Minderjährigkeit des Kindes ernannt werden. Nikolaus hat sich aber für solange Zeit von jedem unmittelbaren Kontakt mit dem Volke zurückgezogen, daß außerhalb seines Palastes die Wandlung kaum bemerkt werden würde. Wenn der Kaiser von Deutschland sterben würde, wäre die politische Bedeutung allerdings etwas größer: der Regierungsantritt des Kronprinzen würde größere Stetigkeit für die deutsche Politik herbeiführen. Aber Einheit und Großmachtstellung Deutschlands würden trotzdem ganz die gleichen bleiben.

Was immer man von einer Renaissance monarchischer Macht sagen möge, die Demokratie unserer Zeit ist soweit vorgeschritten, daß das Verschwinden von Eduard VII., Nikolaus II. und Wilhelm II. in einer Nacht keine merkliche Unterbrechung in der stetigen Politik

ihrer Reiche üben würde. Durchaus anders ist es, wenn wir auf Österreich-Ungarn blicken. Dort ist der persönliche Einfluß des Monarchen so ausschlaggebend, daß wir dem möglichen Tode Franz Josephs nur mit großer Sorge entgegensehen können. Eben dieses Ereignis muß aber als relativ nahe ins Auge gefaßt werden, wenn wir einen Blick auf die Tabellen einer Lebensversicherungsgesellschaft werfen und uns darüber Rechenschaft geben, wie lange ein Achtzigjähriger möglicherweise noch zu leben habe. Junge Menschen mögen sterben, alte müssen es. Mag auch jedermann wahrhaft hoffen, daß das Leben des greisen Kaisers noch recht lange dauere; eine Grenze besteht und sie kann nicht mehr weit sein. Wir müssen schon heute die europäische Situation, wie sie sich nach dem Tode des Kaisers gestalten würde, ins Auge fassen.

Viele Beobachter gibt es übrigens, die sagen: daß schon heute alle praktischen Momente dieser Situation gegeben seien, daß nur mehr ein Schatten des alten Kaisers auf dem Throne der Doppelmonarchie sitze, daß sein herrschender Sinn, sein klares Urteil und der große persönliche Takt des Monarchen, der 60 Jahre hindurch Schiedsrichter Europas gewesen, nicht mehr unter die Garantien des europäischen Friedens gezählt werden könne. Franz Joseph sitzt wohl noch auf dem Throne, aber der Erbherzog Franz Ferdinand, der Thronfolger, r e g i e r t.

Die Unternehmung Baron Aerenthals scheint die Richtigkeit dieser letzteren Meinung zu beweisen. Es ist fast unmöglich zu glauben, daß Franz Joseph wirklich der Urheber der Annektion von Bosnien und der Herzegowina gewesen sei. Gewiß, die Proklamation wurde von ihm gezeichnet; er war es, der den europäischen Staatsoberhäuptern mitteilte: Österreich-Ungarn bitte sie, eine Usurpation zur Kenntnis zu nehmen (für die kein Schatten eines Rechtstitels geboten ward). Aber vergeblich suchen wir in dieser Aktion, die eben so zwecklos als aufreizend war, irgend eine Linie, die uns an die Klugheit und Mäßigung Franz Josephs gemahnen würde. Die Gründe, die von Österreich ins Feld geführt wurden, bestärkten bloß den Eindruck des begangenen Fehlers. Bosnien und die Herzegowina, so sagte man, sind bereits durch 30 Jahre tatsächlich österreichischer Besitz gewesen; warum aber ließ man die schlafenden Hunde nicht in Frieden, warum weckte man sie auf, daß sie Unruhe stiften und beißen? Warum brachte man Österreich und Europa in größte Kriegsgefahr, bloß um den Namen der Besetzung in den der Annektierung zu ändern? Selten noch in der Geschichte hat es törichtere Versuche gegeben, den Kern einer Sache zu riskieren, um den bloßen Namen zu ändern und all das ist so durchaus entgegengesetzt den Prinzipien, durch die Franz Joseph sein Reich 60 Jahre lang zusammengehalten, daß wir in Wahrheit sagen müssen: Sein Reich hat mit der Annektion ihr Ende erreicht; eine neue Ära, von anderen böseren Geistern inspiriert, hat mit ihr begonnen. Mag die Zeit kürzer oder länger dauern, die Franz Joseph noch dem Namen nach das Zepter führt: Schon heute haben wir offenbar mit einem derart beherrschenden Einfluß des Thronfolgers zu rechnen, daß es interessant erscheinen mag, dessen Persönlichkeit psychologisch zu analysieren.

Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß derselbe ein leidenschaftlicher Anhänger der katholischen Kirche sei. Vor einigen Jahren ging durch die Blätter die Kunde, daß er Spenden aus seiner Privatkasse für einen katholischen Kampfverein gemacht habe, welcher gegenüber den staatlichen Schulen des Landes katholische Kampfschulen eröffnete. Seither ist es ein öffentliches Geheimnis, daß er mit der christlich-sozialen Partei im öster-

reichischen Abgeordnetenhause und der katholisch-feudalen Partei im österreichischen Herrenhause im engsten Einvernehmen vorgehe, daß die politischen Handlungen dieser beiden mächtigen Parteien im wesentlichen von ihm inspiriert werden. Durch seine Heirat mit der Tochter eines feudalen Grafen aus Böhmen (die seinen Kindern, nebenbei bemerkt, als aus einer unebenbürtigen Ehe entsprossen, den Weg zum Throne versperren wird) ist er außerdem in engste Beziehung zu den feudal-konservativen Erbherren des Landes getreten. Des ferneren ist bekannt geworden, daß der Thronfolger ein lebhafter Gegner der liberalen und Unabhängigkeitsbestrebungen Ungarns ist, daß er dieser stolzen Nation zum Trotz wieder ein einheitliches Groß-Österreich schaffen wolle, beherrscht von der katholischen Kirche und einer starken Militärgewalt, nach innen konservativ, nach außen Großmachtpolitik treibend und Vergrößerung des Reiches erstrebend. Baron Aehrenthal gilt in eingeweihten Kreisen als Werkzeug des Thronfolgers: Der letztere war es, welcher Aehrenthals Ernennung erwirkte, er auch, der die letzten Veränderungen in der Generalität inspirierte und die höchsten Posten mit Mitgliedern seines Kreises besetzte. Die beiden jüngsten Handlungen Österreichs: Der Versuch der Sandschakbahn und neuerdings die Annektion Bosniens, können daher als durchaus programmatische Handlungen des neuen österreichischen Kurses gelten, der nicht mehr, wie zur Zeit Franz Josephs, in maßvollem Suchen der Mittellinie zwischen all den widerstreitenden Interessen des Volkes und des Reiches dasselbe erhalten, sondern an die G e w a l t zur Erreichung der Regierungszwecke nach innen und außen appellieren will.

Gewiß gibt es auch sympathische Züge in der bisherigen Einflußnahme des jungen Prinzen. In Österreich weiß man, daß er den greisen Kaiser zu jener Politik bestimmt hat, die in der Einführung des allgemeinen Wahlrechts gipfelte. Er glaubte und glaubt, mit Hilfe der breiten Volksschichten, die in Österreich noch überwiegend klerikal und kaisertreu gesinnt sind, die Macht des liberalen Bürgertums brechen zu können; eine Auffassung, die durchaus an den plebiszitären Gedanken der napoleonischen Dynastie gemahnt, mit deren Herrschaftsgelüsten der neue Kurs in Österreich überhaupt vielfach zu ähneln scheint.

Wohin wird also nach all dem die Entwicklung der Dinge in Österreich führen? Daß die Hoffnung seiner Führer, die Wiederherstellung eines Europa überragenden Habsburgerreiches, nicht in Erfüllung gehen werde, ist mehr als wahrscheinlich. Die vielen einander bekämpfenden Völker der Monarchie, von denen jedes mit einem Staate des Auslandes mehr Anknüpfungspunkte hat als untereinander (die Deutschen mit dem Deutschen Reiche, die Italiener mit Italien, die Ruthenen mit Rußland, die Rumänen mit Rumänien), die ganze Schwerfälligkeit des österreichischen Staatsrechtes, die zum beständigen Kampfe der einzelnen Reichsteile untereinander führt, sind einer agressiven Politik nach außen durchaus nicht günstig. Wenn Franz Ferdinand wirklich, selbst mit den Waffen in der Hand, seine Großmachtspläne zu verwirklichen bestrebt sein wird und das Glück dieser Waffen ihm etwa nicht lachen sollte: dann wird Österreich sein historisches Geschick ereilen; es wird zerfallen.

Überaus nahe tritt dann die Möglichkeit, daß Deutschland sich durch Annektierung der deutschen Provinzen Österreichs vergrößern und Rußland und Italien ihrerseits Landstriche an sich reißen werden. Gewiß gibt es Momente, welche diese Erweiterung Deutschland vielleicht selbst nicht wünschen lassen; denn die Annektion von so vielen Slaven, die in Böhmen und Mähren inmitten deutscher Bezirke wohnen, ferner die Hinzufügung so vieler Millionen Katholiken würde

den slavischen und katholischen Oppositionsparteien des Deutschen Reiches neue Kräfte zuführen und die Hegemonie des protestantischen Preußen schwächen. Doch bei all dem darf nicht vergessen werden, daß Westösterreich auch große Bevölkerungsmassen zählt, die leidenschaftlich deutschnational und gut freisinnig gesinnt sind. Im ganzen Böhmen wurde bei den letzten Wahlen nicht ein einziger katholischer Deputierter in den Reichsrat entsendet. So verliert das Argument vieles von jener Kraft, die es auf Grund der rein statistischen Tatsache: daß Österreich katholisch ist, zu haben scheint. Niemand kann voraussehen, ob nicht Deutschland den großen Machtzufluß, der ihm 15 Millionen neuer Untertanen geben würde, höher einschätzen möchte als alle diese innerpolitischen Bedenken.

Alle die aber, denen aus Gründen der Erhaltung des europäischen Gleichgewichtes die oben geschilderte Möglichkeit nicht wünschenswert erscheint, müssen sich fragen: „Welche Kräfte gibt es, die dagegen wirken, daß Österreich zerfalle?"

Seltsamerweise kommen die großen konservativen und bürgerlich liberalen Parteien des Landes für die Erhaltung des Staates nur wenig in Frage; zum Teil folgen sie den Großmachtsplänen Franz Ferdinands, zum Teil gehen sie mit den Stammesbrüdern in Deutschland, Italien, Rußland und Rumänien und möchten das Reich je eher je lieber zerfallen sehen. Eine wirkliche Staatspolitik macht eigentlich nur eine Partei, die im übrigen Europa als revolutionär gilt, nämlich die Sozialdemokratie. Sie zählt 89 Mitglieder im österreichischen Reichsrat und übt in demselben einen überaus mächtigen Einfluß; sie allein besteht aus Mitgliedern aller Nationen und verkörpert so in sich ein Abbild des Staates selbst. Sie hat ein Interesse daran, daß dieser bestehe, sich nicht in Kriegsabenteuer einlasse, die Tod und Elend über die österreichische Arbeiterschaft bringen würden. Ihr sind die nationalen Aspirationen, die Sehnsucht nach Vereinigung mit den Brüdern im Auslande mehr oder minder gleichgültig; sie würde gerne auf dem Boden des österreichischen Staates erträgliche Zustände schaffen. Und zu diesem Zwecke hat sie ein Programm zur Lösung der nationalen Frage ausgearbeitet, das aller Völker Selbstverwaltung ihrer eigenen nationalen Angelegenheiten und Selbstbezahlung all dieser frei geschaffenen Anstalten vorsieht, um dem Staate als solchem bloß rein ökonomische und politische Agenden vorzubehalten.

Wieder andere einflußreiche Gruppen wie die Tschechen, die in keinen Staat des Auslandes aufgehen könnten und wollten, da kein tschechischer Staat besteht, suchen ihr Heil in einer Föderalisierung des Reiches, in einer Umwandlung Österreichs in einen Bund autonomer Provinzen, ähnlich der Schweizer Eidgenossenschaft. Auch dieser Plan, dem der Sozialisten in manchen Beziehungen verwandt, mag gewisse Aussicht auf Erfolg haben.

Europas Wünsche gehen mit allen denen, welche Österreichs Bestand durch seine Umwandlung in einen friedlichen Bund frei sich entfaltender Völker zu verbürgen trachten.

# ALFRED H. FRIED: DIE REFORM DER DIPLOMATIE.

WÄHREND der jüngsten Tagung des auswärtigen Ausschusses der österreichischen Delegation haben die Delegierten Dr. Redlich und Dr. Bärnreitner eine Umwandlung der Diplomatie und ihrer Methoden verlangt. Sie haben dargelegt, daß die diplomatische Technik mit der sozialen Entwicklung nicht gleichen Schritt gehalten habe und die Funktionäre des diplomatischen Dienstes vielfach den Zusammenhang mit den sozialen und wirtschaftlichen Erscheinungen in den fremden Ländern verloren haben. Daß die Diplomatie vielfach die wichtigsten Entwicklungsvorgänge übersieht, ist eine erwiesene Tatsache, und daß die Diplomatie fast aller europäischen Länder von der Entwicklung der jungtürkischen Bewegung und von dem Umschwung in der Türkei überrascht wurde, ist kein vereinzeltes Vorkommnis mehr. Die europäischen Diplomaten standen auch der Entwicklung, die die Dinge in Japan und Persien genommen hatten, unvorbereitet gegenüber, und es wird als eines der Hauptergebnisse der jüngsten Haager Konferenz bezeichnet, daß bei dieser Gelegenheit Südamerika zum zweiten Male entdeckt wurde. Auch hier war man über die Dinge und über die Persönlichkeiten schlechter unterrichtet, als es im Interesse der europäischen Kultur wünschenswert erschienen wäre.

Die Klage nach Reform der Diplomatie und ihrer Methode ist in Budapest nicht zum ersten Male angestimmt worden. Sie ertönt überall in Europa. Am 19. Januar 1906 wurde im Saale des Trocadero zu Paris eine Versammlung abgehalten, die sich mit dem Verhältnis der Demokratie zur auswärtigen Politik befaßte und bei der Anatole France, Jean Jaurès und Gabriel Séailles die Referate erstatteten. Anatole France sagte damals: „Die Gewohnheiten unserer Diplomatie haben sich seit Ludwig XV. nicht geändert. Wenn Herr von Choiseul in diesem Jahre als Minister des Auswärtigen auferstände, fände er in den Bureaux alles so, wie er es 1764 verlassen hat.“ France führte weiter aus, daß sich die Zustände seitdem doch aber erheblich geändert haben, daß sich z. B. die Armee nicht mehr aus Söldnern zusammensetze. Da aber die Armee den Krieg führen müsse, den die Diplomaten beschließen, gehöre zu einer Armee von Bürgern auch eine öffentliche Diplomatie. Gabriel Séailles wandte sich im besonderen gegen das diplomatische Geheimnis. Er bestritt dessen Notwendigkeit. „Man stellt es als notwendig hin“, so führte er aus, „daß ohne das diplomatische Geheimnis die Diplomatie überhaupt nicht mehr möglich sei. Nun, wir weisen es zurück, daß die auswärtige Politik in unserer Demokratie den Regeln der Diplomatie der Autokraten unterworfen bleibe.“

In Europa, das zu sehr an seinen Traditionen leidet, hat sich die Erkenntnis über die heute gänzlich veränderten Aufgaben der Diplomatie noch nicht so durchgerungen, wie in Amerika. Dort erblickt man den Befähigungsnachweis für den diplomatischen Beruf nicht in der Zugehörigkeit zu einem exklusiven Stande, sondern in einem das Durchschnittsniveau überragenden Wissen, in einer umfassenden Welt- und Menschenkenntnis. Auf die wichtigsten Posten beruft man dort mit Vorliebe Gelehrte, und es ist kein Zufall, daß sich auf dem Berliner Posten mit kurzen Unterbrechungen drei Historiker von Weltruf folgten. George Bancrofft (1867—1874), Andrew D. White (1879—1881 und 1897—1903) und neuerdings David Jaime Hill, der in Berlin zu Anfang verschnupfte, weil er nicht in der Lage ist, repräsentativen Auf-

wand zu machen. Der erste Vertreter der Vereinigten Staaten auf der letzten Haager Konferenz war Joseph H. Choate, früherer Gesandter der Union in London, Advokat und Rechtsgelehrter von Beruf, der nach seiner Abberufung von seinem Londoner Posten sich wieder der Advokatur zuwandte, was man in den konservativen Kreisen Englands als „shocking" empfand.

Es ist kein Wunder, daß Männer aus solchen Kreisen, wenn sie mit den europäischen Diplomaten der alten Schule zusammen zu arbeiten berufen sind, vielfach in Verwunderung geraten. So erzählt Andrew D. White in seinen Memoiren von den Enttäuschungen, die ihm Deutschlands erster Delegierter auf der ersten Haager Konferenz, der verstorbene Fürst Münster von Derneburg, bereitet hatte. Von ihm berichtet White: „Als von Telegraphen und Telephonen gesprochen wurde, sagte Fürst Münster, diese Erfindungen wären seiner Meinung nach für die Beziehungen der Nationen zueinander ein Fluch, denn sie kreuzten die Wege der Diplomatie und hätten eher Unglück als Nutzen gebracht. Diese Äußerung überraschte mich nicht sonderlich, da ich sie schon wiederholt von anderen vernommen hatte; aber sehr setzte mich in Erstaunen, daß der Fürst, als die Rede zufällig auf Bakterien und Mikroben kam, auch diese für „modernen Humbug" erklärte. Unbestritten ist Fürst Münster trotz all seiner hervorragenden Eigenschaften — er ist tatsächlich das glänzende Beispiel eines vornehmen, alten, deutschen Edelmannes und im diplomatischen Dienst für sein Vaterland grau geworden — gesättigt mit Ideen, die vor 50 Jahren maßgebend waren".

Und dieser Mann mit den um ein halbes Jahrhundert rückständigen Ideen vertrat lange Zeit das Deutsche Reich auf dem schwierigen Pariser Posten und war schließlich dazu berufen, die großen neuen Fragen zu behandeln, die sich zum ersten Male auf der Haager Konferenz darstellten. Kein Wunder, daß er das Konferenzwerk auf das heftigste bekämpfte und eine Stellung einnahm, die die Reichsregierung 8 Jahre später selbst als einen Irrtum erklären mußte. Und gerade auf den beiden Haager Konferenzen hat sich herausgestellt, wie die europäische Diplomatie vielfach nicht imstande war, den Wert und die Kraft der neuen Ideen abzumessen. Sie hielt zum Teil an Traditionen fest, die einen überwundenen Standpunkt markierten, die als Mode von gestern, ja von vorgestern zu bezeichnen war.

Welchen Widerstand hat man namentlich in den diplomatischen Kreisen Österreich-Ungarns und Deutschlands der Schiedsgerichtsidee entgegengebracht. Man bekämpfte diese Idee nicht nur als utopisch, sondern auch als eine in ihren Zielen der Diplomatie feindselige Einrichtung. Die Diplomaten fürchteten, sich selbst überflüssig zu machen, wenn sie die Entscheidung von Streitfragen den bestallten oder erwählten Richtern eines Schiedstribunals überantworteten. Das war ein grausamer Irrtum; denn die Schiedsgerichtsbarkeit wies die diplomatische Tätigkeit nicht ab, sie gab dieser sogar eine erhöhte Wirkung. Heißt es doch in allen Schiedsabkommen, daß gewisse Streitigkeiten der Schiedsgerichtsbarkeit zu unterwerfen sind, wenn diese auf diplomatischem Wege nicht lösbar waren. Das Schiedsgericht soll nur ein Sicherheitsventil sein und nicht der eigentliche Motor des internationalen Lebens. Daraus erwuchs aber der Diplomatie eine viel höhere Aufgabe, ein neuer Ansporn und gerade die Entwicklung der Schiedsgerichtsbarkeit zeigt, wie sehr diese eine Förderung der diplomatischen Wirkung mit sich brachte.

Es hat sich nämlich herausgestellt, daß sich die Schiedsverträge mehrten, die Schiedsfälle aber an Zahl abnahmen. Die Ursache ist sehr einfach. Seitdem die Schiedsgerichtsbarkeit international organisiert und bedeutend

entwickelt wurde, haben sich für Staaten, die in irgendeiner Sache im Unrecht waren, die Aussichten auf ein dennoch günstiges Urteil verringert. Der seiner Sache nicht ganz sichere Staat wird daher immer das Bestreben haben, den Streitfall auf diplomatischem Wege zu regeln, als unter hohen Kosten und unter der Gefahr einer gewissen moralischen Einbuße sich eine sichere Verurteilung vor einem Schiedsgerichte zu holen. Der Wert der entwickelten Schiedsgerichtsbarkeit liegt also offenkundig darin, daß die dadurch geschaffenen Organe des internationalen Rechtes so wenig wie möglich in Aktion treten. Sie schaffen Recht und Ordnung schon durch ihren bloßen Bestand, nicht erst durch ihre Aktion. Damit wächst die Aufgabe der Diplomatie, wächst ihr Betätigungsfeld. Die Diplomaten hätten also von allem Anfange an Ursache gehabt, der Schiedsgerichtsbewegung freundlich gegenüber zu stehen. Indem sie dies nicht taten, zeigten sie an einem drastischen Beispiele, wie schwer sie die neuen Ideen begreifen.

Dies ist aber auch auf anderem Gebiete der Fall. Überall zeigt sich in der Diplomatenwelt dieser Rückstand, diese Unfähigkeit, das Kommende zu erfassen; sie wollen solange wie möglich in den Fußtapfen der alten Routine bleiben. Der Ruf nach Modernisierung der Diplomatie und ihrer Technik ist daher im vollsten Umfange begründet. Es muß etwas geschehen, um die Vertretung der Nationen für ihren gegenseitigen Verkehr in Einklang zu bringen mit den Bedürfnissen unserer Zeit, mit unseren neuen Ideen und Zielen. Daß hierbei der Anfang damit gemacht werden muß, der Diplomatie neues Blut zuzuführen, ist klar. Der alte Kastengeist muß verschwinden, die Erziehung muß sich ändern. Man muß die Männer aus dem Leben herausgreifen, die berufen sind, dort zu wirken, wo das neue Leben am höchsten pulsiert. Nicht Bureaukraten brauchen wir, sondern Genies. Man wird sich bei der Seltenheit der Genies schließlich auch bei uns dazu bequemen müssen, diese nicht nur innerhalb einer bestimmten sozialen Schicht, sondern auch in der Gelehrtenwelt, im höheren Handelsstand, unter den Juristen, Sozialpolitikern und Journalisten zu suchen. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß man sie dort finden und so in die Lage kommen wird, der alternden Diplomatie neue Kräfte zuzuführen. Beispiele ziehen an, und an guten Beispielen dieser Art ist bei den Völkern jenseits des Ozeans und auch schon im alten Europa selbst kein Mangel mehr.

# CHRONIK

**POLITIK als Wissenschaft.** Der Satz, daß alle Politik Interessenpolitik sei, wird um nichts richtiger durch den häufigen Gebrauch, den er erleidet. Nur die gleichsam instinktive Politik der Masse ist rein vom persönlichen Interesse diktiert. Den Politiker — sofern er diesen Ehrennamen verdient — bezeichnet es gerade, daß er sich vom bloßen Interessenstandpunkt erhebt zu einem die verschiedenartigen Interessen überschauenden und deshalb ruhig abwägenden Blick. So

ist ein Volk desto mehr politisch gerichtet, je stärker es über der bloßen Tagespolitik steht.

Von diesem Gesichtswinkel aus sind vor allem die Engländer ein politisches Volk. Ihre beiden maßgebenden Parteien setzen sich nicht aus bestimmten Wählerkategorien zusammen, deren Sonderinteressen dem Abgeordneten bei den Abstimmungen im Parlament Richtschnur sein müssen und die deshalb dem Gewählten im Grunde ein imperatives Mandat erteilen, sondern sie bilden ein Gemisch der mannigfachsten Berufe und Personenkreise. Darum bleibt auch letzten Endes die Sozialdemokratie, die rücksichtslose Vertretung der Handarbeiterklasse und der Handarbeiterinteressen, in England so einflußlos. Bei uns in Deutschland ist diese Politisierung des öffentlichen Lebens noch nicht so weit gedrungen. Wir haben noch einflußreiche Parteien, die nichts anderes sind und sein wollen als die Vertretungen gewisser Berufe, so den Bund der Landwirte, die Mittelständler usw. Ja, bei uns ist im Zentrum sogar noch eine Agglomeration vorhanden, die bei der Repräsentanz einer religiösen Anschauung stehen geblieben und gar nicht einmal zu der eines Berufes gelangt ist. Der Beruf ist immerhin etwas mit dem öffentlichen Leben Verquicktes und also auch schließlich etwas, das durch eine Parteiorganisation darstellbar ist, die eingreift in das staatliche Wirken; während die Religion als ein ganz anderen Sphären Angehöriges außerhalb aller Programme und Resolutionen fallen müßte.

Trotz allem ist Deutschland heute politisch durchbebt, nur daß eben die höchste Stufe politischer Aktion noch nicht erklommen ist. Um sie zu erreichen, sind die gebildeten Kreise von der einseitigen Betrachtungsweise der Probleme, die bei uns noch beliebt wird, zu einem stärkeren Durchdenken des politischen Stoffes zu führen. Dies aber kann nur in einem großen politischen Organ geschehen, in einer Zeitschrift, die über eine Interessenpolitik hinaus und auch jenseits einer Politik, die Sache der zufälligen persönlichen Begabung ist (Staatskunst), die Politik als Wissenschaft betrachtet. In diesem Sinne ist die „Zeitschrift für Politik" das erste Organ für wissenschaftliche Politik in deutscher Sprache *). Weil aber die Politik als Wissenschaft, soll sie aus der Kultur heraus geboren sein und auf die Kultur wieder zurückwirken, von den verschiedenartigen mit dem öffentlichen Leben zusammenhängenden Disziplinen aus orientiert sein muß, deshalb suchen wir unsere Mitarbeiter unter den Juristen wie unter den Nationalökonomen, unter den Historikern wie unter den Soziologen. Aber vor allem sind auch die praktischen Parlamentarier und Politiker willkommen.

Zu unserer Freude sind die Männer, auf die es uns ankam, in überraschender Anzahl bereits zu uns gestoßen. Aus den sechs Heften des Organs, die bisher erschienen sind, möge man die Richtung unserer Arbeit ersehen.

Auch über die Grenzen Deutschlands hinaus, besonders in den alten politischen Ländern England und Frankreich, sei unsere Zeitschrift der Beachtung empfohlen. Auch von dort haben wir Mitarbeiter gewonnen, und auch dort mag vielleicht unser Versuch als ein neuartiges Vorgehen empfunden werden. Sind doch die größeren politischen Organe Englands und Frankreichs nicht allein der wissenschaftlichen Politik, wie wir sie verstehen, dienstbar, sondern in starkem Maße auch den kürzeren, rein aktuellen Betrachtungen, wie sie etwa

*) Zeitschrift für Politik, herausgegeben von Geh. Hofrat Professor Dr. Richard Schmidt, Freiburg i. B., und Dr. jur. et rer. pol. Adolf Grabowsky, Berlin. Jährlich ein Band in vier Heften zum Preise von 16 M.; das einzelne Heft 5 M. Berlin, Carl Heymanns Verlag.

in den Leitartikeln der großen Tagespresse sich finden.

Hierzu kommt ein weiteres: Gelingt es dem Ausland, die deutschen innerpolitischen Probleme tiefer zu erfassen — im wesentlichen war ja vorstehend von der inneren Politik die Rede —, und lernt Deutschland wiederum (was wir gleichfalls wollen) die hauptsächlichen innerpolitischen Probleme der einzelnen Kulturländer kennen, so wird das auf die außerpolitischen Beziehungen nicht ohne Einfluß bleiben. In der äußeren Politik aber können alle Völker noch sehr viele Erfahrungen sammeln. Wie oft würden nationale Beklemmungen und Verirrungen vermieden, wenn unter den Völkern ein klarer Überblick der Weltlage stärker verbreitet wäre.

Der auswärtigen Politik gehört unsere besondere Sorge. Auch hier wieder hüten wir uns sehr, irgendeinen bestimmten Gesichtspunkt zu wählen, haben vielmehr nur das Interesse, die Probleme so weit wie möglich zu erhellen, wobei außerdeutsche Mitarbeiter speziell geladen sind. Unsere Betrachtungsart der auswärtigen Politik geht das Ausland unmittelbar an, denn aus solcher Methode muß schließlich eine größere Achtung der Nationen voreinander erwachsen.

*Adolf Grabowsky*, Berlin.

# SOZIALE ENTWICKLUNG.

## UNIVERSITÄTSPROFESSOR DR. HEINRICH REICHER, WIEN: VORBILDLICHE EINRICHTUNGEN DES DEUTSCHEN ARMENWESENS.

KEIN Hilfsbedürftiger darf in einem geordneten Gemeinwesen aus Mangel an Hilfe zugrunde gehen. Diesem obersten Grundsatze und Ziele des Armenwesens haben das Deutsche Reich durch das Gesetz betreffend den Unterstützungswohnsitz vom 6. Juni 1870, Bayern durch das grundlegende Gesetz über die Heimat vom 16. April 1868 Rechnung getragen.

Das Aufenthaltsprinzip liegt der Armenpflege im Deutschen Reiche, mit Ausnahme von Bayern, dessen Armenwesen auf dem Heimatprinzipe beruht, zugrunde. Der Unterschied in dieser Beziehung läßt die Herrschaft jenes obersten Grundsatzes unberührt, der Unterschied hat vielfach nur historische Bedeutung. Ursprünglich galt in ganz Deutschland das Heimatprinzip. Auf Grund der Reichspolizeiordnungen von 1530, 1548 und 1577 hatte jede Stadt und Kommune ihre Armen selbst zu versorgen. Dieser Grundsatz hatte das Bestreben der Gemeinden zur Folge, den Kreis ihrer Angehörigen, für welche sie im Verarmungsfalle zu sorgen hatten, möglichst einzuschränken. Das Heimatrecht hatte das Wohnsitzrecht und den Anspruch auf Armenunterstützung zum Inhalt. Der Erwerb des Heimatrechts wurde daher erschwert. Mit Ausnahme des durch die Abstammung von heimatberechtigten Eltern und des durch die Ehe abgeleiteten Heimatrechtserwerbes wurde der selbständige Erwerb von der Zustimmung der Gemeinde abhängig gemacht. Der ganze Verkehr der Bevölkerung stand im Zeichen dieser Ge-

meindepolitik, welche sich gegen fremden Zuzug abschloß, Niederlassung und Verheiratung erschwerte und den selbständigen Heimaterwerb im Falle zu besorgender Verarmung ausschloß. Das einmal erworbene Heimatrecht dauerte solange, bis ein neues an einem anderen Orte erworben wurde. Die Geburtsgemeinde blieb somit zur Armenversorgung verpflichtet und mußte den Verarmten aufnehmen, mochte er ihr auch durch langjährige Abwesenheit völlig entfemdet sein. Das Heimatrecht in seiner ursprünglichen Form trug dem tatsächlichen Aufenthalte der Bevölkerung keine Rechnung. Allmählich hat auch das Heimatrecht, insbesondere unter dem Einfluß der durch die Freizügigkeit geänderten Verkehrsverhältnisse, in immer fortschreitendem Maße diesen Rechnung getragen und den mehrjährigen Aufenthalt zu einem selbständigen Titel des Erwerbs gemacht, so daß das Heimatsprinzip, welches der Armengesetzgebung Bayerns zugrunde liegt, heute in vielen Stücken dem Aufenthaltsprinzipe gleichkommt. Das Aufenthaltsprinzip knüpft die Unterstützungspflicht des Ortsarmenverbandes an die Tatsache des Aufenthaltes in dessen Gebiete an.

Das Aufenthaltsprinzip ging aus der Gesetzgebung Preußens in jene des Reiches über. Es geht mit der Niederlassungsfreiheit Hand in Hand und ist mit jenen Beschränkungen unvereinbar, welche in den Ländern mit Heimatprinzip rechtens waren. Die Besorgung künftiger Verarmung bildete keinen Grund der Zurückweisung und die Eheschließung war niemals von der Zustimmung der Ortsbehörde abhängig.

Die fortschreitende Anerkennung des Aufenthaltsprinzipes im Deutschen Reiche, die Annäherung an dasselbe in Bayern muß als ein großer Fortschritt auf dem Gebiete des Armenwesens bezeichnet werden. Vorbildlich in dieser Richtung ist jene Gesetzgebung, welche dem leitenden Grundsatze des Armenwesens zur Anerkennung verhilft. Der Hilfsbedürftigkeit ist in dem Zeitpunkte und an dem Orte, in dem sie zutage tritt, die Hilfe zu sichern.

Nicht schon die Tatsache des jeweiligen Aufenthalts genügt zur Begründung des Unterstützungswohnsitzes, dessen selbständiger Erwerb setzt außer einem bestimmten Alter (früher mit der Zurücklegung des 24. Lebensjahres, seit der Novelle von 1894 des 18. Lebensjahres und seit der Novelle von 1908 des 16. Lebensjahres) eine längere Dauer des Aufenthaltes (früher von zwei Jahren, seit der Novelle von 1908 von einem Jahr) innerhalb des unterstützungspflichtigen Armenverbandes voraus. Der Unterstützungswohnsitz begründet die endgültige Fürsorgepflicht des Ortsarmenverbandes.

Die Sicherstellung der augenblicklich notwendigen Hilfeleistung ohne Rücksicht darauf, wo der Hilfsbedürftige unterstützungswohnsitz- bzw. heimatberechtigt ist, erfolgt durch die gesetzliche Verpflichtung des Ortsarmenverbandes bzw. der Gemeinde, in deren Gebiete der Hilfsbedürftige — gleichviel ob Inländer oder Ausländer — sich beim Eintritt der Hilfsbedürftigkeit befindet, die augenblicklich notwendige Unterstützung vorläufig gegen Ersatz von dem endgültig verpflichteten Armenverbande bzw. Gemeinde zu gewähren.

Die Freiheit des Verkehrs hatte den häufigeren Wechsel des Aufenthaltes und mit diesem den Wechsel des Unterstützungswohnsitzes zur Folge. Mit dem Erwerbe eines neuen geht der alte Unterstützungswohnsitz verloren. Das Gesetz rechnet aber auch mit der Möglichkeit, daß der Ortswechsel sich in kürzeren Zeiträumen vollzog, als zum Erwerb eines neuen Unterstützungswohnsitzes erforderlich war. Das Interesse der zur Armenpflege verpflichteten Gemeinde erfordert in diesem Falle, daß der Unterstützungswohnsitz auch

ohne gleichzeitigen Erwerb eines neuen Unterstützungswohnsitzes als Folge der einjährigen ununterbrochenen Abwesenheit verloren geht. Für diesen Fall sieht das Gesetz die subsidiäre Verpflichtung des Landarmenverbandes, d. i. einer Mehrheit von Gemeinden vor. Die durch die Unterstützung eines Hilfsbedürftigen entstandenen oder entstehenden Kosten werden, wenn der Unterstützte keinen Unterstützungswohnsitz hat, vom Landarmenverbande getragen. Dem Landarmenverbande ist aber außerdem bei Ausgleichung der Armenlast eine wichtige Rolle zugewiesen.

Zur Vollziehung der Armengesetze sind die historisch überkommenen Gemeinden, mit denen in Preußen die Ortsarmenverbände in der Regel zusammenfallen, berufen. Die Verteilung der Armenlast unter den Gemeinden entspricht im allgemeinen wenig der durch den Wegfall der früheren Schranken des Verkehrs geschaffenen tatsächlichen Grundlage für die wirtschaftliche Betätigung des Individuum. Im Zeitalter der Freizügigkeit deckt sich das Gebiet individueller Betätigung mit dem Staatsgebiete. Dieser Grundlage entspricht bei Verteilung der Armenlast zumindest die kräftigere Schulter eines größeren und leistungsfähigeren Verbandes, als es die Gemeinde ist. Als vorbildlich können in dieser Richtung jene gesetzlichen Anordnungen gelten, welche größere Verbände zur Armenlast heranziehen. Dahin gehört die Armenpflege der Landarmenverbände, welche, außer zur Fürsorge von Landarmen, d. h. Armen ohne Unterstützungswohnsitz, zur Unterstützung überbürdeter Gemeinden, sowie für die Bewahrung, Kur und Pflege hilfsbedürftiger Geisteskranker, Idioten, Epileptiker, Blinder und Taubstummer zu sorgen berufen sind.

In ähnlichem Sinne wirkt die Distrikts- und Kreisarmenpflege in Bayern in einem für die Verteilung der Armenlast ausgleichendem Sinne. Die Ortsarmenverbände bzw. Gemeinden haben nun die Verpflichtung, dem Hilfsbedürftigen den notdürftigen Lebensunterhalt zu gewähren. Im folgenden kann keine erschöpfende Darstellung des deutschen Armenwesens gegeben werden. Es soll nur auf Einrichtungen der privaten und der öffentlichen Armenpflege hingewiesen werden, welche Richtungslinien des Fortschrittes bedeuten. Vorbildliche Einrichtungen auf dem Gebiete des Armenwesens weisen vornehmlich die Städte auf. Diese fassen ihre Unterstützungspflicht nicht in dem engen Sinne armenrechtlicher Hilfsbedürftigkeit auf, welchen das Unterstützungswohnsitzgesetz zugrunde legt.

Wohl ist die Fürsorge für arme Kinder ganz allgemein in der armenpflegerischen Fürsorge inbegriffen. Diese Fürsorge aber in einer Weise ausgestaltet zu haben, welche den Bedürfnissen der Kindheit Rechnung trägt und weit über das Fürsorgeminimum hinausgeht, bildet einen Ruhmestitel zahlreicher deutscher Städte, welche der Pflege und Erziehung armer Kinder ein besonderes Augenmerk zuwenden.

Der Kampf gegen die Säuglingssterblichkeit hat zu einer ausgedehnten Säuglingsfürsorge geführt, welche zum großen Teile den armen Kindern zugute kommt. Dieser Kampf hat durch die Initiative der Deutschen Kaiserin eine mächtige Unterstützung erfahren und in dem Kaiserin-Augusta-Viktoria-Hause in Berlin ein Hauptquartier erhalten.

So vereinzelt noch vor wenigen Jahren die geschlossenen, zur Aufnahme kranker Säuglinge bestimmten Anstalten waren, heute sind in fast allen größeren Städten Anstalten, die sich der Säuglingsfürsorge widmen.

Für die meisten dieser „Säuglingsheime", welche zumeist ihre Entstehung der privaten Wohltätigkeit verdanken, ist das Dresdenerheim Vor-

bild gewesen, dessen Programm und Arbeitsfeld sich unter Professor Schloßmanns Leitung immer mehr erweitert hat.

Neben der geschlossenen ist die offene Säuglingsfürsorge durch ärztliche Beratungsstellen und Beobachtung der Säuglinge sowie durch Milchküchen zur Abgabe keimfreier Milch für künstlich ernährte Kinder tätig.

Als die wirksamste Waffe im Kampfe gegen die Säuglingssterblichkeit gilt das Selbststillen der Mütter. Der Förderung des Selbststillens dienen Stillprämien und Unterstützungen zu diesem Zwecke.

Die Ausdehnung der sozialen Versicherung auf die Mutterschaftsversicherung wird angestrebt, um den Kindern arbeitender Mütter die natürliche Ernährung an der Mutterbrust zu sichern. Bevor die Kinderfürsorge in deutschen Städten die heutige Ausgestaltung erfahren hat, nahmen sich einzelne Städte — allen voran die Stadt Leipzig unter der Führung des Ziehkinderarztes Dr. Taube — der besonders gefährdeten Kinder an. Nicht nur die armenunterstützten, sondern auch alle, sowohl die in fremder Pflege, als auch die in Eigenpflege der Mutter befindlichen unehelichen Kinder wurden der Aufsicht durch den städtischen Ziehkinderarzt und durch besoldete Pflegerinnen unterstellt.

Die Ziehkinderaufsicht wurde mit dem städtischen Armenamte vereinigt und diesem auch die General- (Berufs-) Vormundschaft über die armenunterstützten und über sämtliche uneheliche Kinder übertragen (System Taube). Die Berufsvormundschaft städtischer Armenämter gewinnt immer mehr an Ausbreitung.

In einzelnen Bundesstaaten, so in Preußen, ist die Berufsvormundschaft auf die armenunterstützten Kinder beschränkt. Sie macht die Rechte der Kinder geltend und übt die Sorge für die Person. Zu dieser gehört auch die Leitung der Berufswahl. Vorbildlich hierin ist Hamburg, hier wird die Berufswahl nach Eignung und Neigung der Mündel im Bereiche des Möglichen unter steter Rücksichtnahme auf den Arbeitsmarkt durch den Waisenhausdirektor als Berufsvormund geleitet.

Aber auch sonst noch befindet sich die Organisation der Armenverwaltung im Dienste der Jugendfürsorge, indem, wenn auch nicht allgemein, der Armenrat die Funktion des Gemeindewaisenvaters versieht, damit wird das Organ der städtischen Armenverwaltung eine Hilfseinrichtung der Vormundschaftsbehörde.

Vorbildlich für die zweckentsprechende Scheidung von Armenverwaltung und Erziehungsbehörde ist Hamburg. Die Armenbehörde prüft und stellt hier lediglich die Voraussetzungen der armenrechtlichen Hilfsbedürftigkeit fest, überläßt aber die Erziehung dem Waisenhauskollegium, welches als Erziehungsbehörde organisiert, bei Verwendung der ihm bewilligten Mittel sich lediglich von seinem pflichtgemäßen Ermessen und von erziehungstechnischen Gesichtspunkten leiten läßt.

In der Fürsorge für Kinder herrscht im allgemeinen die Familienerziehung vor der Anstaltserziehung vor. Die in Familienpflege untergebrachten Kinder werden auch zu Kolonien unter gemeinsamer Aufsicht vereinigt. Schließlich sei noch der Fürsorge für Kinder im schulpflichtigen Alter gedacht. Ich erwähne hier nur: die schulärztliche Aufsicht, die Schulspeisung, die Kinderheil- und Erholungsstätten, die sogenannte Sommerpflege und die sich daran anschließende sogenannte fortgesetzte Fürsorge.

Die große Bedeutung der Kinderfürsorge begegnet dem steigenden Verständnis, daß sie als vorbeugende Armenpflege dem Kinde zur sittlichen und wirtschaftlichen Selbständigkeit zu verhelfen berufen ist.

In der Fürsorge für Arbeitslose steht obenan die Forderung: Arbeit statt Almosen. Das Problem der Arbeitslosen begegnet besonderen Schwierigkeiten. Man hat den Schutz gegen Mißbrauch dieser Fürsorge in England in dem Arbeitshausprinzipe gesucht und die Unterstützung in der geschlossenen Anstalt so wenig als möglich einladend gestaltet. Man macht die Annahme dieser Unterstützung zum Prüfstein der Hilfsbedürftigkeit (Workhouse Test) und wollte ursprünglich diesen Grundsatz für alle Armen gelten lassen. Man kam hiervon in England jedoch bald um ein beträchtliches zurück und in Deutschland hat das Arbeitshausprinzip überhaupt, auch gegenüber Arbeitsfähigen nie jene allgemeine Geltung wie in England erlangt. Von der Prüfung der Arbeitswilligkeit und Arbeitsfähigkeit ist man in den deutschen Armenverwaltungen im ganzen noch sehr weit entfernt.

Der Zusammenhang der Fürsorge für Arbeitslose mit den Arbeitsnachweisen, welche Arbeit vermitteln, ist hier besonders hervorzuheben. Von Einrichtungen, in denen Arbeit angeboten wird, sind die deutschen Arbeiterkolonien und die Naturalverpflegungsstellen für mittellose Reisende zu erwähnen. Die Armenarbeitshäuser dienen dem gleichen Zwecke, während die Korrektionsanstalten den Arbeitszwang an Arbeitsscheuen verwirklichen.

Vordem war die Spitalspflege die fast ausschließliche Form der Krankenpflege. Zu den Krankenheilanstalten ist heute die Fürsorge für Kranke in offener Pflege getreten. Sie umfaßt die Fürsorge für ärztliche Hilfe, die Gewährung von Arzneien, Heilmittel und Krankengeräten, sowie die Krankenpflege im engeren Sinne. Die Pflege der Kranken hat in der Fürsorge für Genesende eine notwendige Ergänzung gefunden, welche erst dem Kranken zu seiner vollen Gesundheit und damit zu seiner wirtschaftlichen Selbständigkeit wieder verhilft.

Auch die Wochenpflege zeigt eine bemerkenswerte Ausgestaltung. Die Stadt Magdeburg hat es zum ersten Male unternommen, Wochenpflegerinnen, welche nach Bedarf in die Häuser entsendet werden, auszubilden. Doch hat der Vorgang von Magdeburg nur vereinzelt Nachfolge gefunden. Die Erkrankung der Hausfrau schaltet diese aus ihrem wirtschaftlichen und mütterlichen Pflichtenkreise aus. Soll der Haushalt nicht in Unordnung, die Familie nicht in Verfall geraten, so bedarf es eines Ersatzes. In dieser Beziehung ist der 1892 gegründete Hauspflegeverein in Frankfurt a. M. vorbildlich geworden. Er überträgt Frauen von einwandfreier Lebensführung gegen angemessene Bezahlung die Führung des Haushalts und überwacht sie hierin.

In der Fürsorge für alte Arme macht die Umwandlung der Armenhäuser in Altenheime verhältnismäßig geringe Fortschritte. Dessenungeachtet ist die geänderte Bezeichnung von Bedeutung. In ihr kommt der Wandel in der Auffassung der Gesellschaft gegenüber den erwerbsunfähigen Alten zum Ausdrucke. Das der Arbeit geweihte Leben soll im erwerbsunfähigen Alter nicht bloß kümmerlich gefristet werden, „damit Leib und Seele zusammengehalten werden", sondern man sucht den Lebensabend der Invaliden der Arbeit freundlicher zu gestalten. Der Umschwung der öffentlichen Meinung in dieser Beziehung findet seinen beredten Ausdruck in der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881, welche der Sozialpolitik des Deutschen Reichs die Bahnen zur sozialen Versicherung gewiesen hat. Diese bedeutet vorbeugende Armenpflege im großen Stile und im weitesten Sinne. Das Deutsche Reich ist auf diesem Gebiete allen anderen Kulturstaaten als leuchtendes Vorbild bahnbrechend vorangegangen.

Ein oberster Grundsatz in der Ausübung einer rationellen Armenpflege ist das Prinzip der Individualisierung, wonach jedem Bedürftigen diejenige Behandlung zuteil werden soll, welche der Eigenart seiner Bedürftigkeit entspricht. Die Durchführung dieses Prinzipes setzt in den großen Städten eine besondere Organisation, sowie die tätige Anteilnahme ehrenamtlicher Organe an der Armenpflege voraus. Es handelt sich hier um die Hilfe von Mensch zu Mensch. Das Aufgebot der Helfer muß der Anzahl der Armen entsprechen, es muß so groß sein, daß der einzelne durch die ihm zugemutete Arbeitslast nicht überbürdet wird, damit er seinen wesentlichen Aufgaben nachkommen kann. Dahin gehören: Prüfung der Hilfsbedürftigkeit, fortdauernde, eingehende Überwachung der Unterstützten und das Bestreben, diesen zur Wiedererlangung der wirtschaftlichen Selbständigkeit zu verhelfen. Der einzelne Armenpfleger prüft nicht nur die Hilfsbedürftigkeit, sondern er nimmt auch unter seiner Verantwortlichkeit selbständigen Anteil an der Beschlußfassung über die Art der Hilfe.

Die Organisation hat die Einheit der Grundsätze in der Vielheit der Erscheinungen zu sichern.

Die Stadt Elberfeld ist hierin vorbildlich geworden. Die meisten deutschen Städte sind diesem Vorbilde gefolgt und haben das Elberfelder System, teilweise mit größeren oder geringeren, den örtlichen Verhältnissen angepaßten Abweichungen ihrer Armenpflege zugrunde gelegt.

Die Heranziehung der Frauen zur tätigen Armenpflege wird als dringende Notwendigkeit und in immer steigendem Maße verwirklicht.

Private Wohltätigkeit und öffentliche Armenpflege sind die beiden Formen, in welchen die Gesellschaft ihren notleidenden Gliedern Hilfe leistet. Die öffentliche Armenpflege hat zur Voraussetzung, daß die Privatwohltätigkeit in ihrer Hilfe versagt. Sie sichert der Hilfsbedürftigkeit, welcher auf andere Weise nicht geholfen wird, die notwendige Hilfe. Der Steuerzwang steht hinter ihr.

Die subsidiäre Natur der öffentlichen Armenpflege läßt ein planmäßiges Zusammenwirken mit den Vertretern der privaten Wohltätigkeit zweckmäßig erscheinen. Die öffentliche und die private Wohltätigkeit verfolgen das gleiche Ziel: eine der Hilfsbedürftigkeit des Armen angepaßte Hilfe. Die hierbei in Verwendung kommenden Mittel sind die gleichen. Eine zielbewußte Hilfstätigkeit muß daher eine Zersplitterung der Kräfte vermeiden und mit vereinten Kräften dem gemeinsamen Ziele zustreben. Dies führte bereits zu Beginn des vorigen Jahrhunderts in Württemberg zu einer Centralleitung des Wohltätigkeitsvereins, welche sich auf das ganze Land erstreckte, und in den letzten Jahrzehnten in deutschen Städten zu Organisationen, welche Vertreter der privaten Wohltätigkeit und der öffentlichen Armenpflege umfassen. Neben Auskunftsstellen über die Verhältnisse der Bedürftigen (Dresden, Frankfurt a. M., Charlottenburg, Darmstadt, Straßburg, Posen, Breslau, Berlin, Hamburg u. a. m.) finden sich Einrichtungen zur Auskunftserteilung über Einrichtungen der Wohltätigkeit.

Die deutsche Zentralstelle für Volkswohlfahrt verfügt in ihrer Abteilung für Armenpflege und Wohltätigkeit über eine solche Auskunftsstelle in großem Stile.

Die Zusammenfassung aller Bestrebungen auf dem Gebiete des Armenwesens verfolgt der deutsche Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit. In seinen Schriften findet sich eine wahre Fundgrube alles Wissenswerten auf dem Gebiete des Armenwesens. Die Zeitschrift für das Armenwesen

vertritt die öffentliche Meinung auf diesem Gebiete. Deren Herausgeber und Schriftleiter Dr. Münsterberg hat nicht nur die Literatur des Armenwesens nahmhaft bereichert, sondern auch durch seine führende Stellung auf diesem Gebiete für die Verbreitung vorbildlicher Einrichtungen wesentlich beigetragen.

◈ ◈

◈

# DR. ERNST SCHULTZE, HAMBURG-GROSSBORSTEL: PARKSCHENKUNGEN IN DEN VEREINIGTEN STAATEN.

ES ist allgemein bekannt, daß gemeinnützige Stiftungen in den Vereinigten Staaten in besonders großem Umfange gemacht werden. Schon hat man sich in Deutschland daran gewöhnt, das Gefühl der Bewunderung für die Riesensummen, die jenseits des Ozeans gemeinnützigen Zwecken gewidmet werden, durch einen starken Tropfen Resignation abzukühlen, weil wir in Deutschland so reiche Männer nicht besäßen, wie sie das eigentümliche nordamerikanische Wirtschaftsleben hervorgebracht hat. Indessen läßt sich die Frage, weshalb gemeinnützige Schenkungen in Deutschland im Verhältnis weit weniger zahlreich und umfangreich sind, durch einen solchen Hinweis doch nur zum kleinen Teil erklären. Denn selbst wenn man von den Stiftungen der Milliardäre (wie etwa Carnegie und Rockefeller) absieht, die tatsächlich nicht einmal die Zinsen ihres Kapitals vergeben können, so viele Schenkungen sie auch machen — so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß in Nordamerika auch von weniger reichen Leuten Stiftungen und Schenkungen in größerem Umfange gemacht werden als in Deutschland. Einer der führenden deutschen Ärzte drüben erzählte mir einmal, daß es unmöglich sein würde, das deutsche Krankenhaus seiner Stadt zu unterhalten, wenn man Beiträge nur von Deutsch-Amerikanern erbitten wolle; denn trotz des großen Reichtums, den diese erlangt hätten, seien sie doch viel weniger opferwillig als sehr viele Amerikaner in gleicher oder in weniger günstiger Vermögenslage. Der deutsche Millionär schicke ihn, wenn er mit der Bitte um einen Beitrag komme, wieder fort oder speise ihn mit einer Art Trinkgeld ab; der Amerikaner dagegen, den doch das deutsche Krankenhaus eigentlich gar nichts angehe, frage in vielen Fällen nur: „Wieviel darf ich Ihnen geben?“ um dann einen Scheck über mindestens 10 oder auch 50 Dollars auszustellen.

Wenn nun auch in den reichen Kreisen der Vereinigten Staaten selbstverständlich ebenfalls viel Eigensucht, Geiz, Kleinlichkeit zu beobachten sind, so ist doch unbestreitbar die Opferwilligkeit in den meisten amerikanischen Kreisen größer als in Deutschland. Man braucht durchaus nicht von den Verhältnissen Nordamerikas geblendet zu sein und die richtige Abschätzungsfähigkeit verloren zu haben, um diese Tatsache doch bedingungslos anzuerkennen. Beweis genug dafür ist ja auch der ungeheure Umfang gemeinnütziger Schenkungen in den Vereinigten Staaten. Haben diese doch allein im Jahre 1907, mehr als 600000000 Mark betragen — d. h. täglich im Durchschnitt fast 2 Millionen Mark!

Bemerkenswert ist, daß diese Summen sich zum großen Teil anderen Gebieten des öffentlichen Lebens zuwenden als die Mehrzahl der Schenkungen in Deutschland. Die Vereinswohltätigkeit, die sich in der Hergabe von Almosen an Bedürftige oder auch — in wie zahllosen Fällen! — an unwürdige Schmarotzer erschöpft, genießt in den Vereinigten Staaten nicht das Ansehen und die Beliebtheit wie bei uns. Dies ist gewiß zum Teil durch die günstigeren wirtschaftlichen Verhältnisse zu erklären, die auch durch Krisenzeiten wie die eben halbwegs überstandene nicht dauernd geschädigt werden können. Das Land besitzt eben Lebensmittel und die Möglichkeit, seinen Einwohnern Lebensunterhalt zu schaffen, in höherem Grade, als die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse den dichter bevölkerten Staaten Westeuropas erlaubt. Aber der Amerikaner sagt sich auch, daß jemand, der arbeiten kann, wirklich arbeiten sollte und daß er irgendwo die Gelegenheit dazu finden wird, so daß er der öffentlichen oder der privaten Wohltätigkeit nicht zur Last zu fallen braucht, außer wenn besondere Verhältnisse vorliegen; lassen sich diese feststellen, so gibt er dann allerdings mit sehr offener Hand.

In höherem Maße jedoch als der Wohltätigkeit wendet der Amerikaner sein Geld der Gemeinnützigkeit im weiteren Sinne zu. Bibliotheken, Museen, Kunstgalerien, Spielplätze, Volksparke, Volksheime usw., daneben natürlich in größtem Maßstabe auch Krankenhäuser werden von ihm mit Vorliebe gestiftet oder mit Beiträgen bedacht. Dabei pflegt er in sehr klug durchdachter Weise meist nicht die gesamten Kosten für die Begründung und für den fortlaufenden Unterhalt zu übernehmen, weil er sich sagt, daß zwei Gründe dem entgegenstehen. Einmal läßt sich die geplante Einrichtung viel großartiger gestalten, wenn die Summe, die der Stifter zur Verfügung stellt, nur für die Einrichtung verwendet zu werden braucht, während die fortlaufende Unterhaltung etwa von der Stadtverwaltung übernommen wird. Zweitens aber ist die Entwicklung einer gemeinnützigen Einrichtung auf die Dauer viel besser gewährleistet, die Gefahr des Stillstandes viel eher beseitigt, wenn auch die Allgemeinheit ein pekuniäres Interesse daran nimmt. Deshalb pflegt der Amerikaner nicht eine Summe zu stiften, deren eine Hälfte etwa zum Bau eines Bibliothekgebäudes und zur Anschaffung einer Bibliothek verwendet wird, während die Zinsen der anderen Hälfte zum jährlichen Unterhalt ausreichen sollen — sondern er schenkt (wie z. B. Carnegie dies ausnahmslos tut) nur ein Bibliotheksgebäude, fordert aber zugleich von der Stadtverwaltung die Verpflichtung, den Platz für das Gebäude zu schenken, und ferner eine Summe gleich 10% der Bausumme Jahr für Jahr für die Unterhaltung der Bibliothek aufzuwenden. Daraus entstehen dann lebenskräftige Schöpfungen, das Interesse der Allgemeinheit wird viel stärker angeregt, als wenn sie pekuniär nicht interessiert wäre, und das Ganze erhält von Anfang an einen weit größeren Umfang und einen imposanteren Anstrich.

In der Tat möchte ich es als einen der charakteristischen Züge des amerikanischen Lebens bezeichnen, daß die private Gemeinnützigkeit der städtischen oder ganz allgemein der öffentlichen durch große Schenkungen in die Hand arbeitet. Die Geschichte der Gemeinnützigkeit in Nordamerika zeigt auf jeder Seite in deutlichster und lehrreichster Weise, daß das Interesse der Allgemeinheit an einer bestimmten Frage des öffentlichen Wohles nicht etwa ertötet wird, wenn gemeinnützige Stiftungen dafür gemacht werden — wie man dies merkwürdigerweise noch zuweilen in Deutschland annimmt — sondern daß es im Gegenteil den lebhaftesten Antrieb dadurch erhält. Wenn eine Stadtverwaltung eine Volksbibliothek (oder sagen wir lieber nach ameri-

kanischem Brauch: eine „freie öffentliche Bibliothek") einrichtet, so fallen ihr bald Bücherschenkungen und Stiftungen aller Art zu. Wenn andererseits ein Privatmann ein Bibliotheksgebäude schenkt, so wird der Ehrgeiz der Stadtverwaltung, für die Bibliothek auch ihrerseits etwas Besonderes zu tun, angefacht.

Diese glückliche Wechselwirkung im gemeinnützigen Leben der Vereinigten Staaten spielt sich jetzt wiederum auf einem neuen Gebiete ab: auf dem der Errichtung öffentlicher Volksparke. Zwar hatte man schon in der ersten Kolonistenzeit der jetzigen Neu-England-Staaten (also in der Puritanerzeit vor etwa 200 Jahren) Verständnis dafür, daß jede Gemeinde einen „Common", einen öffentlichen Bürgerplatz mit Rasenflächen und Baumgruppen, besitzen müßte. Die damals gegründeten Städte haben ihn zum Teil bis in die Gegenwart erhalten. Die überstürzte wirtschaftliche Entwicklung des 19. Jahrhunderts aber hat die Fürsorge für die öffentliche Gesundheit durch die Pflege städtischer Lungen jahrzehntelang in Vergessenheit geraten lassen. Jetzt ist man indessen darauf aufmerksam geworden, welchen ungeheuren Schaden diese Nichtachtung nach sich ziehen kann. Die Tuberkulose, diese schreckliche Wohnungskrankheit der modernen Kulturvölker, breitet sich auch in den Staaten Nordamerikas aus. Der scharfe Wettbewerb auf allen Wirtschaftsgebieten droht Hunderttausenden und Millionen die körperliche Gesundheit und damit auch die Zufriedenheit und das seelische Gleichgewicht zu untergraben. Jetzt hat man die Gefahr in ihrem vollen Umfange erkannt. Sofort hat man sich mit der unwiderstehlichen Tatkraft, die wir an den Nordamerikanern bewundern müssen, in den Kampf für ihre Beseitigung gestürzt. Gerade in einigen der trostlosesten Städte, wie z. B. in Chicago, ist die Bewegung besonders stark emporgewachsen. Chicago hat innerhalb dreier Jahre unter Aufwendung von 24 Millionen Mark und unter Bewilligung weiterer 56 Millionen Mark eine ganze Anzahl von Volksparken ins Leben gerufen, die in verschiedenen Stadtteilen liegen und die nicht nur in Rasenflächen und Baumgruppen, sondern auch in völlig frei zugänglichen Turnhallen, Spielplätzen für Kinder und Erwachsene, Parkbibliotheken und Lesehallen, Klubhäusern mit Versammlungs- und Tanzsälen, Freikonzerten usw. ganz Hervorragendes, ja Vorbildliches geschaffen haben*).

Auch in anderen Städten und Staaten der Union ist eine kräftige Bewegung für die Schaffung und Ausgestaltung von Volksparken entstanden. Insbesondere ragen dabei die Staaten Massachusetts und New York hervor. Der erstere gilt — mit vollem Recht — als einer der Einzelstaaten, die in kultureller Beziehung besonders weiten Blick und in der Ausführung von Reformplänen großes Geschick bewiesen haben. Fast alle seine Gemeinden — auch diejenigen, die weniger als 1000 Einwohner zählen und sich über ein verhältnismäßig ausgedehntes Gebiet erstrecken — unterhalten heute öffentliche Bibliotheken, meist mit Lesehallen verbunden und fast immer in eigenen Gebäuden untergebracht. Ebenso besitzt der größte Teil der Gemeinden dieses Staates mit mehr als 20 000 Einwohnern auch einen Volkspark.

Genau dieselbe Entwicklung, die sich auf dem Gebiete des Volksbibliothekswesens abspielt, hat sich hier wiederholt: die vermehrte Tatkraft der

*) Näheres darüber ist in einem ausführlichen Aufsatz aus meiner Feder: „Amerikanische Volksparke" mitgeteilt, der in der Zeitschrift „Concordia" der Zentralstelle für Volkswohlfahrt vom 15. September 1908 erschien und im Juli 1909 als besondere kleine Schrift im Verlag von Felix Dietrich, Leipzig, neu herausgekommen ist.

Gemeinden hat eine beträchtliche Zahl gemeinnütziger Schenkungen hervorgerufen, die nun ihrerseits wieder auf die Tätigkeit und den Eifer der Gemeinden anspornend zurückwirken*). Im Jahre 1891 bildete sich in Massachusetts ein Ausschuß, um der Förderung der Volksparke und der Erhaltung der Naturschönheiten zu dienen. Er führt den Namen „The Trustees of Public Reservations" und besitzt großen Einfluß. Die parlamentarischen Körperschaften des Staates Massachusetts haben ihm die Vollmacht erteilt, alle Ländereien, die dem Ausschuß geschenkt werden, zu verwalten und sie dem Publikum zu freier Benutzung offen zu halten. Nur hat man Vorsorge getroffen, den Ausschuß einen gemeinnützigen Charakter auf die Dauer zu wahren, indem man bestimmte, daß er keinerlei Dividende zahlen darf. Andererseits ist gesetzlich festgelegt, daß die ihm geschenkten oder von ihm erworbenen Ländereien sowie sein gesamter übriger Besitz steuerfrei bleiben sollen, außer wenn ein Teil der Ländereien länger als zwei Jahre hindurch für das Publikum geschlossen bleiben sollte.

Es ist bezeichnend für eine Eigenart der Vereinigten Staaten, nämlich für die Furcht vor dem Eindringen politischer Korruption in die staatlichen Verwaltungen aller Art, daß das Publikum selbst in Massachusetts einer gemeinnützigen Körperschaft wie den „Trustees of Public Reservations" größeres Vertrauen entgegenbringt als den staatlichen Behörden. Man wendet lieber einem Ausschuß Geschenke zu als dem Staate. Im Laufe der letzten Jahre ist ihm daher ungefähr ein Dutzend schöner Strecken in ländlicher Umgebung geschenkt worden: so z. B. der Mount-Anne-Park in Gloucester, in der Nähe der Grenze des Staates Maine gelegen — ferner die sogenannten Rocky Narrows, eine malerische Stromschnelle des Charlesflusses — und Monument Mountain, etwa 80 Acres in den Berkshire Hills umfassend. Sehr stolz ist man in Massachusetts, daß die Einsetzung der „Trustees of Public Reservations" bereits im Auslande Nachahmung gefunden hat: in England ist nach ihrem Muster der „National Trust for Places of Historic Interest and Natural Beauty" begründet worden.

Auch in der Hauptstadt des Staates Massachusetts, Boston, die sich ausgedehnter Parke erfreut, ist eine gemeinnützige Parkstiftung von riesigem Umfange gerade in letzter Zeit gemacht worden. Boston besitzt bereits seit Ende des 17. Jahrhunderts in dem „Common", der heute mitten im Herzen der Stadt liegt und tagtäglich vielen Tausenden Erholung gewährt, einen allgemeinen Bürgerpark. 1869 waren dazu einige kleinere Parke getreten, so daß die Parkfläche der Stadt insgesamt 46 Hektar umfaßte. Bis zum Jahre 1900 ist diese Parkfläche auf mehr als das Zwanzigfache, nämlich auf 941 Hektar vermehrt worden. An Kosten wurden dafür aus städtischen Mitteln 64 Millionen Mark aufgewandt — von einer Stadt, die im Jahre 1880 etwa 300 000 Einwohner besaß, 1900 gegen 500 000.

Jetzt ist nun der Stadt Boston eine riesige Stiftung für ihre Volksparke zugefallen. George F. Parkman, ein bekannter Rechtsanwalt in Boston, vermachte sein Vermögen von 8 Millionen Dollars (33,6 Millionen Mark) zur einen Hälfte der Stadt Boston zur Erhaltung des „Common" und ihrer übrigen Parke, während er die weitere Hälfte für andere gemeinnützige Zwecke, für Legate usw. bestimmte. Parkman hatte ein Haus in der Beacon

*) Über die gemeinnützigen Schenkungen auf dem Gebiete des Volksbibliothekswesens in Massachuetts und über die Förderung, die dieses dadurch erfahren hat, siehe mein Buch „Freie öffentliche Bibliotheken (Volksbibliotheken und Lesehallen)". Hamburg, Gutenberg-Verlag. S. 51 f.

Street besessen, von wo er direkt auf den Common sehen konnte. Die Schönheit und Nützlichkeit dieses Bürgerparkes hat ihn offenbar so sehr ergriffen, daß er die Hälfte seines sehr beträchtlichen Vermögens der Stadt Boston hinterließ, damit sie aus den Zinsen die Unterhaltungskosten für diesen und die übrigen städtischen Parke bestreiten kann.

Man wird sagen: Diese Schenkung war unnötig; die Stadt sorgte ja bereits für die Parke. Gewiß ist das richtig. Dennoch wird die Folge dieser gemeinnützigen Schenkung eine sehr wohltätige sein. Denn aller Voraussicht nach wird die Stadt das Geld zur weiteren Ausgestaltung des städtischen Parksystems verwenden.

Auch eine andere großartige Parkstiftung ist in den Vereinigten Staaten kürzlich gemacht worden. William Pryor Letchworth, ein reicher Kaufmann aus Buffalo, kaufte sich 1859 an den Wasserfällen des Geneseeflusses im nordwestlichen Teil des Staates New York an. 1872 zog er sich auf dies ländliche Besitztum zurück, das er in der Zwischenzeit durch weitere Käufe auf eine Fläche von 400 Hektar erweitert hatte. Seither hat Letchworth diesen prächtigen Besitz, dem er den Namen „Glen Iris" gab, mit aller Sorgfalt gepflegt und verschönert. Er hat im Laufe der Zeit dafür etwa 2 Millionen Mark ausgegeben. Besucher waren ihm stets willkommen. Auch baute er mitten in seinem Park ein Erholungsheim für arme Stadtkinder. Kürzlich hat er nun auf den Rat einer gemeinnützigen Gesellschaft des Staates New York, die dieselben Ziele verfolgt wie die „Trustees of Public Reservations" für den Staat Massachusetts, nämlich der „Scenic and Historic Preservation Society", seinen ganzen Besitz dem Staate New York geschenkt unter der Bedingung, daß ihm bis zu seinem Tode die Nutznießung des Parkes freistehen, und daß er das Recht haben sollte, auf eigene Kosten weitere Verbesserungen vorzunehmen. Aber auch er hat die weitere Bedingung gestellt, daß die Verwaltung von Glen Iris später nicht den staatlichen Behörden zustehen sollte, sondern der „Scenic and Historic Preservation Society". Das Unterhaus des Staates New York, dem der Gouverneur Hughes von dem Anerbieten dieser hochherzigen Schenkung am 1. Januar 1907 Mitteilung machte, faßte zwar den Beschluß, das angebotene Geschenk nur unter der Bedingung anzunehmen, daß der Park durch die Behörden des Staates New York selbst verwaltet werden sollte; Letchworth ging jedoch nicht darauf ein*), sondern blieb auf seiner Bedingung bestehen. Dem Parlament blieb daher nichts übrig, als nachzugeben, und das Besitztum Glen Iris wurde dadurch Eigentum des Staates New York, der ihm zu Ehren des Stifters den Namen „Letchworth-Park" gab.

Die beträchtlichen Parkschenkungen, die in den Vereinigten Staaten in den letzten Jahren gemacht wurden, werden nicht die einzigen ihrer Art bleiben. Die Bewegung ist in starkem Fluß, und es ist mit aller Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß nicht nur die staatlichen und städtischen Verwaltungen die Volksparke schnell weiter ausgestalten, sondern daß auch gemeinnützige Stiftungen in den nächsten Jahren ihnen in noch größerem Umfang zufallen werden.

*) Über die näheren Gründe dafür, die für den politischen Einfluß großer Kapitalgesellschaften in Nordamerika sehr bezeichnend sind, siehe meinen Aufsatz „Amerikanische Volksparke".

# BILDUNGSWESEN

## DR. A. MATSCHOSS, OBERLEHRER, WANNE-EICKEL I. W.: FORTSCHRITTLICHES VOM DEUTSCHEN PHILOLOGENSTANDE.

AUF dem Vierten deutschen Philologentage, der Ostern 1910 in Magdeburg tagen wird, soll u. a. auch „die Behandlung der Schule durch die Presse" zur Sprache kommen; das Spiegelbild, das aus der Literatur dem Oberlehrerstande entgegen—grinst, hat unlängst Ebner in einem Buche aufzufangen versucht *).

Falls sich bis 1910 nicht vieles ändert, wird der Berichterstatter eine unerquickliche Aufgabe haben: den eigenen Standesgenossen die unangenehmsten Dinge vorzulesen und nach Gründen über diesen bösen Leumund zu fahnden.

Ist Aussicht vorhanden auf eine solche Änderung? Werden sich bis dahin die Beziehungen der Presse zum Philologenstande gebessert haben? Wird sich die Presse, die Bildnerin der öffentlichen Meinung, von der hergebrachten Gleichgültigkeit und Kälte dem Oberlehrerstande gegenüber lossagen und als Erzieherin der Erwachsenen den Erziehern der Jugend fördernd zur Seite treten? Gewiß — ein solches Kulturbündnis wäre aufs innigste zu wünschen. Da aber nichts auf dieser Welt geschenkt wird, so hängt alles davon ab, daß zunächst der deutsche Philologenstand selbst immer mehr aus seiner Weltfremdheit, aus seiner Teilnahmlosigkeit an den öffentlichen Angelegenheiten heraustritt, daß er im Bewußtsein seiner Bedeutung als Kulturvermittler überall aus dem Leben zu lernen und im Leben zu wirken sucht, daß er aus dem Erstarrungszustand des „akademisch gebildeten Subalternbeamten" erwacht und selbständig, verantwortungsfroh handeln lernt.

Tatsächlich schreitet der deutsche Philologenstand jetzt rasch diesem Ziele zu. Die endlich gesicherte gehaltliche Gleichstellung mit Berufen von hochangesehener sozialer Stellung ist dafür natürlich von großer Bedeutung. Ein Oberlehrer, der mit den Direktoren, den Richtern und Regierungsräten im Endgehalt gleichgestellt ist, wird aus dieser Einschätzung einen Ansporn zu höheren Leistungen empfangen. Die Gefahr, daß dauernd ungerechte Behandlung dauernd die Berufsfreudigkeit und damit die Leistungsfähigkeit herabdrückt, ist heute beseitigt; gleichzeitig sind damit die Kräfte, die bisher der wirtschaftliche Kampf verschlang, freigeworden für die Hebung des Standes auf kulturellem Gebiet. Die Saat, die Friedrich Paulsen zeitlebens ausgestreut hat, ist im Aufgehen begriffen. Der deutsche Philologenstand wird seiner Dankbarkeit gegenüber diesem treuen Vorkämpfer nicht allein durch Errichtung eines Denkmals zu genügen suchen, er wird vor allem den letzten Willen Paulsens verwirklichen, den Wunsch, daß „der Wille zur Freiheit" im Stande wieder mächtiger werde. Der „pädagogische Anarchismus" heutigen Tages ist nach Paulsen nichts weiter als „der gefühls-

*) Ebner, Magister, Oberlehrer und Professoren. Wahrheit und Dichtung in Literaturausschnitten aus fünf Jahrhunderten. Nürnberg (C. Koch) 1908.

mäßige Rückschlag gegen den überspannten Bureaukratismus“ *). Von beiden gilt es, sich freizuhalten. Die im Stande selbst stehende besonnene, weil geschichtlich denkende Fortschrittspartei verspricht sich nicht von dem hastigen Entwurf radikaler Reformpläne auf dem Papier den Erfolg, sie sieht den Hauptfortschritt in der allmählichen Willensbildung der Standesmitglieder. Bevor man an größere kulturpolitische Aufgaben herantreten kann, muß der Stand zu voller Kraftentfaltung gebracht werden. So ist das erste der Kampf gegen Zustände, die geschichtlich geworden, nach dem Trägheitsgesetz gern beharren möchten, obwohl sie von der allgemein politisch-sozialen Entwicklung längst überholt sind, der Kampf gegen das patriarchalisch-bureaukratische System in Amt und Stand.

Wer sich über den Geist, der allzulange die höhere Schule beherrscht hat, zu unterrichten wünscht, der lese die meist aus den Jahren 1867/68 stammenden noch heute gültigen preußischen Provinzialinstruktionen für die Direktoren, Ordinarien und Oberlehrer**). Daß diese Dienstanweisungen veraltet und verbesserungsbedürftig sind, darüber ist heute nur eine Meinung. Die preußische Standesvertretung hat schon Herbst 1908 eine einheitliche Neuregelung der dienstlichen Beziehungen zwischen Direktoren und Oberlehrern nach vorheriger gutachtlicher Äußerung der Beteiligten als einen Wunsch des ganzen Standes bezeichnet. Derartige gutachtliche Äußerungen sind nun z. T. schon erfolgt. So hat der Görlitzer Philologenverein und nach ihm auch der Stettiner Leitsätze aufgestellt, in denen die Wünsche der Oberlehrer im einzelnen formuliert sind ***). Die Görlitzer Sätze mögen hier folgen:

„Um die Berufs- und Verantwortungsfreudigkeit der Oberlehrer zu fördern, erscheint es wünschenswert, daß in neuen Dienstanweisungen für die Direktoren und Oberlehrer folgende Sätze Berücksichtigung finden:

1. Die Rechte und Pflichten der Direktoren und Oberlehrer sind allein nach den Interessen der Schule zu bestimmen und abzugrenzen.

2. Der Direktor ist nächster Vorgesetzter der Lehrer; doch steht ihm nicht das Recht zu, Disziplinarstrafen zu verhängen.

3. Wo der Lehrer die Verantwortung trägt, muß ihm, unbeschadet des Aufsichtsrechts des Direktors, grundsätzlich auch die Entscheidung über das einzuschlagende Verfahren und die Wahl der Mittel überlassen werden.

4. Der einzelne Lehrer ist Untergebener des Direktors, das Gesamtkollegium ist dem Direktor gleichberechtigt.

5. Auf Antrag einer bestimmten Anzahl von Kollegen ist der Direktor verpflichtet, Anträge zur Beratung und Beschlußfassung vor die Konferenz zu bringen. Gegen die Beschlüsse kann er Einspruch erheben, aber er muß dann die Entscheidung des Provinzialschulkollegiums anrufen.

6. Zu den Rechten und Pflichten des Lehrers gehört die Zucht. Die Strafgewalt muß ihm bis zu einer gewissen Höhe

---

*) Vgl. Friedrich Paulsen, Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Aus Natur und Geisteswelt Nr. 100, S. 183. Teubner.

**) Dr. A. Matschoß, Oberlehrer, Die preußischen Provinzialinstruktionen für die Direktoren, Ordinarien und Oberlehrer der höheren Schulen. Bunzlau i. Schl. Kreuschmer. 1909.

***) s. Korrespondenzblatt für den akademisch gebildeten Lehrerstand, 1. April 1909. C. A. Kochs Verlag, Leipzig.

eingeräumt werden, ohne daß er zu besonderer Anzeige an den Direktor verpflichtet ist.

7. Die Zensuren über die Leistungen bestimmt der Lehrer.

8. Die Versetzung erfolgt durch die Versetzungskonferenz; an dieser nehmen teil der Direktor und die in der Klasse unterrichtenden Lehrer. Bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Direktors.

9. Gesuche der Schüler an den Direktor sind stets durch die Vermittlung des Klassenlehrers oder unter seiner vorherigen Zustimmung einzureichen. Der Direktor darf nur nach Rücksprache mit dem Klassenlehrer der Schüler Urlaub oder andere Vergünstigungen gewähren.

10. Der Klassenlehrer ist der Vermittler zwischen Schule und Haus.

11. In einzelnen Fällen, wie z. B. bei Urlaub bis zu einem Tage, ist den Klassenlehrern selbständige Entscheidung einzuräumen.

12. Der Klassenlehrer ist berechtigt, von den Fachlehrern über Verhalten und Leistungen der Schüler Auskunft zu verlangen; eine Kritik der Amtsgenossen steht ihm nicht zu."

Alle diese Forderungen entspringen der einen Sehnsucht des Oberlehrers, mehr Heimatsrecht in seiner Schule zu erlangen. Soll er mit voller Freudigkeit in seinem schönen, großen Berufe aufgehen, dann will er auch verantwortlich an allen Fragen teilnehmen, die das Schulleben bewegen. Soll er Erzieher sein, so will er auch einen Willen haben dürfen. Die sachlich unbedingt notwendige Einordnung und Unterordnung erkennt er willig an, aber gegen Zustände, deren wahrheitsgetreue Schilderung Morsch in die Worte ausklingen läßt*):

„Glaub' unser einem, dieses Ganze
Ist nur für den Direktor gemacht;
Er findet sich in einem ewigen Glanze,
Uns hat man in die Finsternis gebracht".

sträubt sich das Beste in ihm.

Im Grunde derselben Quelle wie die Dienstanweisungsbewegung entspringt eine andere Strömung, der Wille zur strafferen Organisation des Standes. Nachdem im Jahre 1904 der Zusammenschluß der Landesvereine zum deutschen Philologenverbande im wesentlichen geglückt ist (er umfaßt jetzt über 16 000 Mitglieder), will man nun die innere Kraft der Organisation dadurch steigern, daß man den Hauptnachdruck auf die vielfach erst noch zu gründenden Ortsphilologenvereine zu legen sucht. So sind in den letzten Jahren hauptsächlich in den Großstädten — z. B. in Barmen, Duisburg, Essen, Breslau, Königsberg, Remscheid u. a. — neue Ortsvereine gegründet worden, die den Zweck haben, den Stand, sein Wissen und sein Können, zu praktischer Geltung zu bringen. An der Spitze dieser Bewegung steht Direktor Jahnke aus Lüdenscheid, der gewiß nicht der einzige unter seinen Amtsgenossen im engeren Sinne ist, dem eine Befreiung der gebundenen Kräfte im Sinne Steins mehr am Herzen

*) H. Morsch, Das höhere Lehramt in Deutschland und Österreich. S. 96. Leipzig und Berlin. B. G. Teubner. Dieses Standardwerk des deutschen Philologenstandes, das soeben in der zweiten Auflage erscheint, gibt genaue Auskunft über alle einschlägigen Fragen; vgl. auch den Artikel von Schümer, Die rechtliche Stellung des Oberlehrers gegenüber dem Direktor, in den von Ritter und Eickhoff herausgegebenen Blättern für höheres Schulwesen, 13. Januar 1909; Verlag Rosenbaum u. Hart, Berlin.

liegt als die Behauptung direktorialer Allmachtsstellung. Natürlich wird diese Bildung von Ortsvereinen zu einer Neuorganisation des ganzen Standes führen; an die Stelle der Organisation von oben nach unten wird die Organisation von unten nach oben treten; an die Stelle patriarchalischen Gängelns die konstitutionell-parlamentarische Geschäftsführung.

So zeigt sich überall hoffnungsvolles neues Leben. Nachdem das Gymnasialmonopol gebrochen ist, wendet sich der Blick des deutschen Oberlehrers immer mehr der Gegenwart zu. Der gelehrte Träumer ist auf dem besten Wege Politiker zu werden, Kulturpolitiker.

◈ ◈ ◈

## DR. A. DWORETZKY, MOSKAU: DIE STÄDTISCHE SCHANIAWSKY-VOLKSUNIVERSITÄT IN MOSKAU.

IM Herbst 1908 hat das russische Volkshochschulwesen eine überaus schätzenswerte Bereicherung erfahren durch die im vorigen Oktober erfolgte Eröffnung der „städtischen Schaniawsky-Volksuniversität“ in Moskau. Diese neue Bildungsstätte ist nicht etwa, wie man aus ihrem Namen schließen könnte, auf die Initiative oder auf Kosten der Stadt Moskau errichtet, sondern verdankt ihre Entstehung der hochherzigen Spende des unlängst verstorbenen feinsinnigen Generals Alfons Schaniawsky, der, obwohl polnischer Abkunft, in russischen Diensten einen hohen militärischen Rang erreicht hatte. Sein ganzes Leben lang von glühender Liebe zur Wissenschaft erfüllt und von der Überzeugung durchdrungen, daß Bildung und Kultur dem russischen Volke am meisten not tun, beschloß er, auch sein Scherflein zur großen und heiligen Sache beizutragen und richtete im September 1905 an die Moskauer Stadtvertretung ein Schreiben, in welchem er sie ersuchte, das ihm gehörige Immobil, bestehend aus einem Hause in Moskau mit einem Jahreseinkommen von 12 000 Rubel, als Spende entgegenzunehmen, die Einkünfte von diesem Hause zur Schaffung und Unterhaltung einer Volksuniversität zu verwenden und deren Verwaltung in die Hände zu nehmen. In seiner letztwilligen Verfügung traf Schaniawsky die Bestimmung, daß sein gesamtes, nicht unbedeutendes Vermögen nach dem Tode seiner Frau der zu errichtenden Anstalt zufallen solle. Die Grundlagen der neuen Schöpfung wurden vom Reichsratmitglied Prof. Maxim Kowalewsky und mehreren anderen durch ihre Wirksamkeit auf dem Gebiete der Volksaufklärung und Volkswohlfahrt bekannten Männern ausgearbeitet. Bald begannen auch anderweitige Spenden zuzufließen; so wandte die Moskauer Philanthropin Frau Barbara Morosow der Volkshochschule 50 000 Rubel zu, welche die Möglichkeit darboten, an den Bau eines chemischen Laboratoriums heranzutreten, während die Stadtverwaltung selbst die kostenlose Zuweisung eines Grundstückes in Aussicht stellte, auf dem die künftigen Universitätsgebäude nach und nach aufgeführt werden sollen. Trotz alledem sind die Mittel der Volkshochschule gegenwärtig noch sehr beschränkt und gestatten es nicht, sämtliche Wünsche und Hoff-

nungen des verstorbenen Schaniawsky in vollem Umfange zu verwirklichen, der den Unterricht allgemein zugänglich und unentgeltlich sehen wollte. Einstweilen ist die Administration genötigt, ein ziemlich hohes Honorar für den Besuch der Vorlesungen zu erheben, natürlich um es mit der Kräftigung des Unternehmens bedeutend zu ermäßigen und endlich ganz abzuschaffen.

Die Volkshochschule des Moskauer Vereins für Volkshochschulen und die städtische Schaniawsky-Volksuniversität weisen zwar in ihrer allgemeinen Tendenz vielfache Berührungspunkte, jedoch auch einen tiefgreifenden Unterschied auf. Während die erstere eine Zuhörerschaft mit Elementarbildung oder auch nur mit einfacher Kunde des Lesens und Schreibens voraussetzt und ihre Vorträge diesem niedrigen Bildungsniveau anpaßt, also sozusagen mehr demokratisch ist, sind die Vorlesungen in der letzteren mehr akademisch und für einen Hörerkreis berechnet, der über eine Mittelschulbildung verfügt. Der Unterricht in der städtischen Schaniawsky-Hochschule hat demnach zum Zweck, Personen ohne Unterschied des Geschlechtes, der Nationalität, des Standes und unabhängig von der Erwerbung eines offiziellen Reifezeugnisses wissenschaftliche Bildung im Umfange des Universitätskurses zu vermitteln, trägt also mehr den Charakter einer freien Universität. Daneben werden auch gemeinverständliche Vortragszyklen für minder Vorgeschrittene, sowie populäre Vorlesungen für die breiten Volksmassengehalten.

Der Zudrang zu der Schaniawsky-Universität ist ein gewaltiger: in kurzer Zeit wurden an die tausend Hörer (70%) und Hörerinnen (30%) immatrikuliert. Die Vorlesungen finden abends in den besten Hörsälen Moskaus statt. Gelesen wird bereits auf zwei Fakultäten: auf der für Naturwissenschaften und der für Rechts- und Sozialwissenschaften.

# NEUE LITERARISCHE TENDENZEN

## CIMON T. Z. TYAU, SCHANGHAI: DAS CHINESISCHE ZEITUNGSWESEN.

Zu den charakteristischen Erscheinungen der modernen sozialen und politischen Entwicklung in China gehört die Entwicklung der chinesischen Zeitungen, welche auch dort als Träger der Volksbewegung mit in vorderster Linie auftreten. Vor allem üben sie ein Erzieheramt aus, indem sie Kenntnis der Einrichtungen Europas und Möglichkeiten des eigenen Landes verbreiten; sie rütteln die Massen des Volkes aus ihrer Gleichgültigkeit gegenüber öffentlichen Fragen auf, erwecken in ihnen Interesse an der staatlichen Politik und den Problemen der kulturellen Entwicklung; sie üben freie Kritik am Beamtentum, seinen Mißbräuchen und seiner Willkür. Auch diesem härtesten Kernstock des chinesischen Konservatismus gegenüber wirken sie wohltätig, zersetzend und umgestaltend.

Noch ist es nicht lange her, seit die modernen Zeitungen bestehen. Es war vor einigen hundert Jahren, in der Zeit der Ming-Dynastie, als die erste

Zeitung in China zu erscheinen begann. Sie hieß: „Kung Mun Chan“ oder Pekinger Kaiserliche Zeitung und enthielt bloß kaiserliche Verordnungen, Berichte der hohen Staatsbeamten und Petitionen, die dem Throne überreicht wurden. Sie erschien täglich, zählte jedoch bloß Beamte und Mitglieder der Gelehrtenberufe zu ihren Abonnenten. Dann wurden Gerichtsblätter am Sitze aller höheren Gerichtshöfe Chinas eingeführt, „Yuen Mun Chan“ genannt; sie publizierten Gerichtsentscheidungen, Regierungsverordnungen und auch schon in gewissem Grade Lokalnachrichten. Auch die Abonnentenzahl dieser Amtsblätter war eine sehr beschränkte.

Erst seit dem XIX. Jahrhundert, seit dem Eindringen europäischer Bildung, vervielfachte sich die Zahl der Zeitungen, und heute bestehen deren in all den großen Städten des Reiches, in Peking selbst wie in Tientsin, in Schanghai, in Canton und andern Orten. Am stärksten hat sich bisher das Zeitungswesen in Schanghai entwickelt, aus dem einfachen Grunde, weil eben nirgends sonst der europäische Einfluß ein so intensiver war, weil eben in Schanghai mit seinem blühenden Welthandel, mit seinen zahlreichen Fremdenkolonien und seiner Stadtverwaltung, die in europäischen Händen liegt, chinesisches und westliches Wesen sich in langen Jahren innig durchdringen konnten und die unter den Europäern bestehenden Einrichtungen naturgemäß leichter Eingang bei ihren chinesischen Geschäftsfreunden, die in gleicher Stadt wohnten, finden konnten und mußten.

Die älteste der chinesischen Zeitungen ist „Shen Pao“ oder Schanghaier Nachrichten; sie wurde vor 40 Jahren begründet und behauptet bis heute trotz der Gründung so vieler anderer Tageszeitungen in der gleichen Stadt die erste Stelle. In erster Linie ist sie Handelsinteressen gewidmet, von Kaufleuten gelesen, in weitgehendem Maße auch Annoncenblatt. Im übrigen wird sie von der chinesischen Beamtenschaft, ihres konservativen Charakters wegen, warm unterstützt und von den Behörden in vielen Städten des Innern abonniert. Kurz nach der Begründung von Shen Pao wurde eine andere Zeitung :„Shu Pao“ oder Reformzeitung ins Leben gerufen, jedoch nach einiger Zeit durch die Regierung unterdrückt, angeblich wegen revolutionärer Tendenz. Andere traten an ihre Stelle, und heute ist auch die fortschrittliche Tendenz unter den Schanghaier Blättern stark vertreten: „Shih Pao“ oder Zeitung des Ostens und „Chung Bay Chi Pao“ oder Weltblatt, wenden sich vornehmlich an die gebildeten fortschrittlichen Stände und üben durchaus freimütige Kritik an der Beamtenwillkür, die bis in die jüngste Zeit so schwer auf China lastete. Ihre Furchtlosigkeit in der Beleuchtung aller Mißstände, die Klarheit und Beweiskraft ihrer Ausführungen, die starke lichtvolle Sprache und der Mut der Vertretung der Volksrechte ebenso wie der chinesischen Rechte gegenüber Übergriffen europäischer Staaten, all dies hat den Blättern eine überaus angesehene Stellung gegeben.

Zur Veranschaulichung des Inhalts und der Interessen ihres Leserpublikums sei hier der Inhalt der „Zeitung des Ostens“ vom 8. November 1908, da ich diese Zeilen schreibe, gegeben:

1. Seite.

1. Leitartikel über das neue System der Steuereinhebung in China und die für die breiten Schichten daraus erwachsenden Nachteile.

2. Nachrichten zur türkischen Revolution.

3. Zur Rede des Schatzsekretärs der Provinz Nanking aus Anlaß der Eröffnung des Landtages.

4. Feuilleton (eine Übersetzung aus dem Englischen).

2. Seite.

Kaiserliche Verordnungen, Hofberichte und andere Nachrichten aus Peking. Notiz über das Befinden des Kaisers. Über die Reise des Dalei-Lama. Nachrichten über die Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Eisenbahn- und Finanzministerium bezüglich einiger Eisenbahnfragen. Nachrichten über Inspektionsreisen des Vizekönigs der Provinz Nanking. Telegramme aus dem Auslande. Der Streik in der englischen Textilindustrie. Amerikanische Politik. Die Casablanca-Frage. Der Aufstand auf Korea. Die Flottenmanöver in Japan. Die österreichisch-serbische Spannung. Serbien und die Großmächte.

Inland. Die Reorganisation der Verwaltung von Tibet und der Mongolei. Rußland und die Goldbergwerke in Kulun. Das Verbot der Lotterien. Personalnachrichten. Korrespondenz aus Tokio.

3. Seite.

Provinzialnachrichten aus Nanking. Der Landtag von Kiang Tsa. Landtag von Kiang Niu. Landtag von Huppeh. Telegramme aus den diversen Hafenplätzen.

4. Seite.

Schanghaier Lokalnachrichten.

5. Seite.

Amtsblatt. Amtsnachrichten. Postbureaunotizen. Börse. Warenkurse.

6. Seite.

Annoncen.

Auf Seite 2 auch eine Illustration, die China in seiner Verwandlung aus einem ernsten Greise in einen hoffnungsvollen Jüngling zeigt; auf Seite 4 eine Photographie der Berliner Hochbahn.

Auch das Feuilleton einer der letzten Nummern sei erwähnt. Die acht Gedanken eines chinesischen Beamten.

1. Wenn er vom Bau einer Eisenbahnlinie hört, denkt er an die zu etablierende Staatsaufsicht.
2. Wenn er Waren sieht, an den Zolltarif.
3. Wenn er von dem Aufblühen einer neuen Industrie hört, an die Ernennung von Beamten, welche sie fördern sollen.
4. Beim Anblick eines zurückkehrenden Studenten an die Revolution.
5. Wenn er mit einem chinesischen Kaufmann aus Singapore zurückkommt, denkt er an Spenden für öffentliche Zwecke.
6. Wenn er einem Vorgesetzten begegnet, an die zu gewinnende Gunst.
7. Wenn er einen Untergebenen trifft, an die schuldige Demut, und
8. Wenn er von einer Revolte hört, denkt er an die Orden, die man bei der Unterdrückung derselben gewinnen kann.

Wieder ein anderes Feuilleton, betitelt: „Die 6 Schwestern". Es beschreibt das Leben einer Familie der südchinesischen Hauptstadt Kanton, deren Töchter, vom Weltschmerz geplagt, selbst ihrem Leben ein Ende machen. Der Herausgeber bemerkt dazu, wie schrecklich es sei, daß in diesen letzten Jahren mit ihrem steten Wandel aller Dinge und Traditionen auch die Frauenwelt ihren selischen Halt verliere und daß der Fall in Kanton allen andern als eine Warnung dienen möge: ihren Lebensgleichmut gegenüber allen unglücklichen Begleiterscheinungen der notwendigen sozialen und geistigen Umwandlung zu bewahren.

Noch eine satyrische Note aus dem „Weltblatt" möge Erwähnung finden. „Ein Bauer kommt nach Schanghai zur Stadt und verlangt in der Apotheke

eine Limonadenflasche. Der Apotheker gibt sie ihm, aber mit der Warnung, sie sehr vorsichtig zu öffnen, weil der Stöpsel herausfliegen und eine Explosion erfolgen werde. Der Bauer geht nach Hause und öffnet mit Zittern und Bangen; aber es rührt sich nichts. Die Limonade war schon alt. (Gemeint ist die Berufung von Yuen Shi Kai und Chang Chi Tung, der Führer der Reformpartei, nach Peking ins Ministerium. DasVolk zitterte und bangte, freute und fürchtete sich ob der neuen, kommenden Dinge, aber nichts geschah; keine Explosion — alles blieb beim alten.)

Außer diesen Schanghaier Zeitungen, denen die Blätter in andern Hauptstädten des Reiches ähnlich sind, mögen noch einige Wochen- und Monatsblätter genannt werden, und zwar u. a.: Hsuch Pu Kwan Pao oder Blätter für öffentlichen Unterricht, die vom Unterrichtsministerium in Peking inspiriert werden; Shang Pu Kwan Pao oder landwirtschaftliche Blätter; Wai Chiao Pao oder diplomatische Revue (beschäftigt sich mit internationalen Problemen), alle diese in Peking. Yun Lun, Halbmonatsschrift für Politik (eine freisinnige politische Revue); Hsuea Hai, den Problemen der Unterrichtsreform gewidmet. Ferner Monatsschriften: Yun Niji Tung Pao oder Zeitschrift für Politik und Volkswirtschaft; Kwo Kong Teih oder Zeitschrift für schöne Kunst (eine wertvolle Publikation, welche der alten chinesischen Kunst und ihren neuen Möglichkeiten gewidmet ist); Kwo Tsui Hsueh Pao, das alte Wissen; eine Zeitschrift, welche die altkonservative philosophische Bildung Chinas im Gegensatz zu den modernen europäischen Wissenschaften vertritt. Ferner viele leichtere Revuen, welche hauptsächlich dem Romane, der Erzählung und dem Scherz dienen.

Schließlich mag noch einiger Zeitschriften Erwähnung getan werden, die doppelsprachig, englisch und chinesisch, erscheinen: The Worlds Chinese Students Journal, herausgegeben vom Schreiber dieser Zeilen, das Organ der englischsprechenden Chinesen Schanghais sowie insbesondere der im Auslande ausgebildeten chinesischen Studenten. Das Blatt vertritt die Synthese chinesischer und europäischer Bildung und die Einführung moderner, demokratischer Institutionen in China.

Unter den humoristischen Zeitungen mag noch: Siau Ling Pao oder Tageblatt für Humor genannt werden, das sich mit Satyre sowie auch leichterem Witze befaßt, und es mag für den chinesischen Charakter und seine Vorliebe auch für Scherz und ironische Betrachtungsweise charakteristisch sein, daß diese Zeitung sich als Tageblatt erhalten und blühen konnte.

Alles in allem genommen, hat sich die chinesische Presse in den letzten Jahren immer machtvoller entwickelt, rein politische, geistige, soziale Probleme wurden von ihr in intensiver Weise behandelt. Sowie die in Aussicht gestellte parlamentarische Verfassung tatsächlich in Kraft tritt, wird auch der Presse naturgemäß ein noch größerer Wirkungskreis zufallen: Ihre bisherigen Leistungen lassen es hoffen, daß sie demselben gerecht werden wird.

# MORALISCHE & RECHTS-ENTWICKLUNG

## CHRONIK

**RECHTSPHILOSOPHIE.** „Der Sinn für Rechtsphilosophie ist neu erwacht, das rechtsphilosophische Bewußtsein unserer Juristen neu aufgekeimt. Daß der bloße Historismus nicht frommt, daß das bloße Kleben an dem Praktischen unser juristisches Denken erniedrigt, daß die bloße Konstruktion des vorhandenen Rechtes nicht ausreicht, das alles hat sich in den letzten Jahrzehnten aufs offenkundigste gezeigt. Schon die vielen gesetzespolitischen Probleme mußten es klarlegen, daß der Positivismus im Rechte haltlos ist, und wer Rechtspolitik treiben will, der ist schon halb und halb auf dem Gebiete der Philosophie; denn wer Rechtspolitik mit Geschichte verbindet, der weiß sofort, daß jede Zeit ihre Erfordernisse hat und den an sie gestellten Aufgaben entsprechen soll. Das Studium der Rechtsaufgaben der verschiedenen Zeiten und die Erforschung der Mittel und Wege, wie man ihnen zu genügen suchte, führt uns aber sofort auf die Probleme der Kultur -und Rechtsentwicklung und zeigt uns deutlich, welche Fülle von Ideen sich im Leben der Völker hervorringen, als Ergebnis der ungeheuern seelischen Arbeit, welche die Menschheit in ihrer Gesamtheit zu leisten vermag. Hierdurch gewinnt die Rechtsgeschichte ein ganz anderes Ansehen, und wir erkennen in ihr das Walten der Idee.

Über der ganzen Menschheit waltet die Einheit des Geistes und aus dem Allwesen ringt sich die Entwicklung hervor. . . . . Im Gedanken dieser Einheit gewinnt die Rechtsphilosophie ihre höhere Weihe. . . . Der Materialismus ist tot; es lebt die Philosophie des Geistes."

Mit diesen Worten, die ein Bekenntnis sind, leitet der berühmte Berliner Rechtslehrer, Professor Josef Kohler, das neuste Erzeugnis seiner unvergleichlichen Schöpferkraft ein. Sein soeben erschienenes „Lehrbuch der Rechtsphilosophie" (Berlin u. Leipzig, Dr. Walther Rothschild, 1909, 8.— M.) soll „den inneren Wert und die hohe Bedeutung der grundlegenden Rechtsinstitutionen und Rechtssätze in einigen großen und scharfen Linien zeichnen, die sich dem Geiste des Lernenden scharf einzuprägen und auch für die Wissenschaft selbst von Wichtigkeit zu werden bestimmt sind", so charakterisiert der Berliner Philosoph Prof. Dr. Adolf Lasson das Werk Kohlers, das er weiterhin als Krönung der ganzen so überaus reichhaltigen Tätigkeit Kohlers, dieses seinem ganzen Wesen nach rechtsphilosophisch gerichteten scharfsinnigen Juristen, bezeichnet. Kohlers Lehrbuch ist wegen des konkreten, nie ins Abstrakte sich verlierenden Inhaltes, wegen seiner die Sache in ihrer Ganzheit erfassenden Darstellung berufen, eine hervorragende Stellung in der Literatur wie bei allen Gebildeten zu behaupten.

Verantwortlich für die Redaktion Dr. Hermann Beck Berlin.— Druck von Georg Reimer in Berlin W. 35.